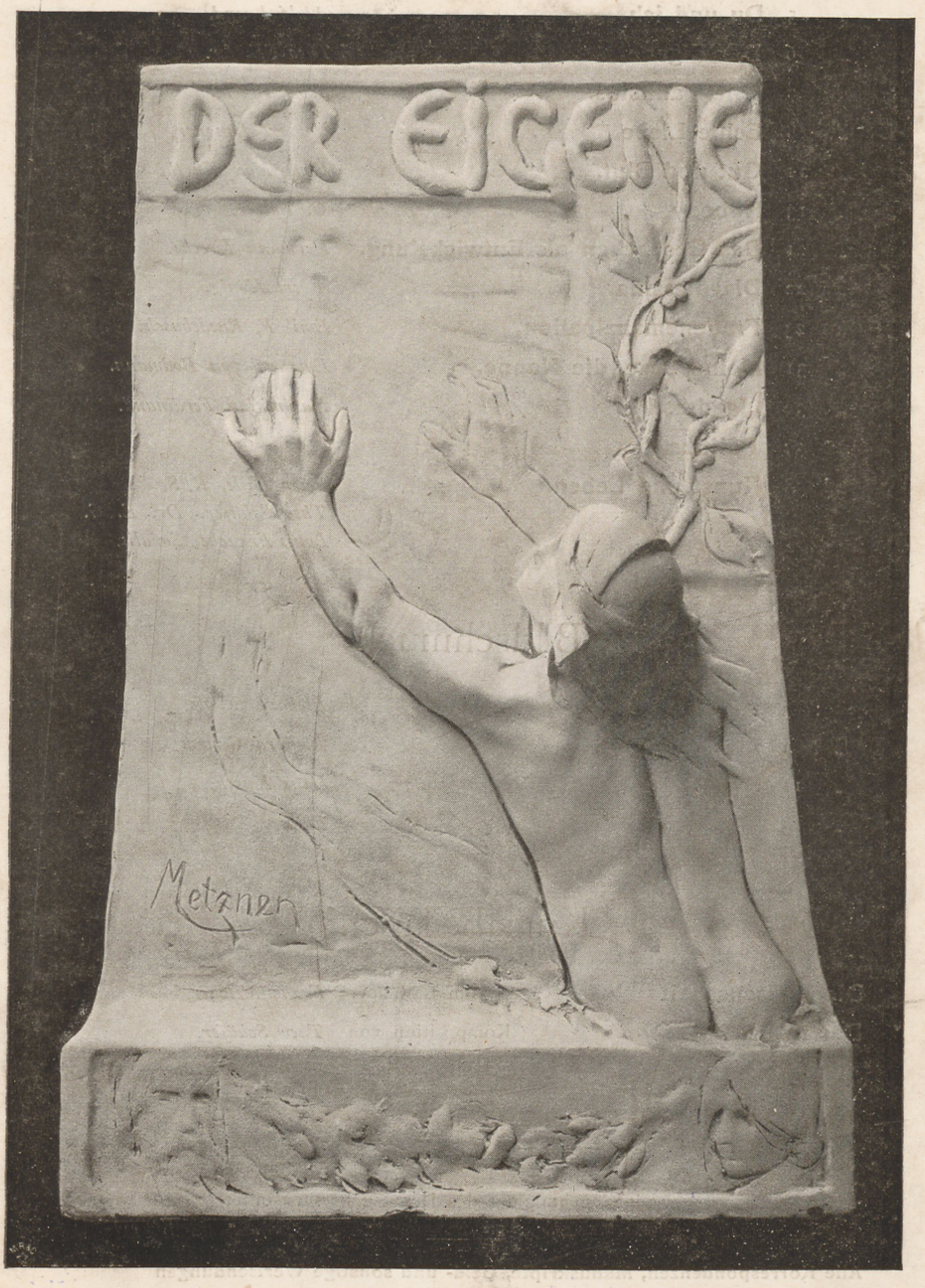
Juli 1898.
II. Jahrg., Heft 1.

Einzelheft M. 1,20.
Vierteljahr 3 M.



Monatsschrift für Kunst und Leben.

1898. 1865

Herausgeber und Verleger:
Adolf Brand
Berlin-Neurahnsdorf.

Inhalt dieser Nummer:

Seite:	3	**Prolog.**	*Adolf Brand.*
„	5	**Du und ich.**	*Adolf Brand.*
„	6	**Der Eigene.**	*Theo Schäfer.*
„	7	**Spielmannslos.**	*Adolf Brand.*
„	8	**Echte Liebe.**	*Norbert Langner.*
„	11	**Gut und Blut.**	*Ferd. Max Kurth.*
„	13	**Nobody.**	*G. Balzer.*
„	21	**Das Geschehen als Entwickelung.**	*Hermann Krecke.*
„	22	**Diavolessina.**	*Albert König.*
„	23	**Frauenemanzipation.**	*Emil F. Ruedebusch.*
„	31	**Meine Base, die Nonne.**	*Emanuel von Bodmann.*
„	32	**„Iggdrasil“**	*Maximilian Ferdinand.*
„	37	**Politika.**	♔
„	38	**Kunst und Leben.**	*Peter Hille, R. S.* *Theo Schäfer, Dr. E. G.* *Louis Franche, Sodalis.*

Bildschmuck:

Seite:	3	*Richard Scholz.*
„	4, 7, 22, 31, 37, 38	*Richard Grimm.*
„	11	*Hans Kurth.*
„	13	*Fidus.*

Kunstbeilagen:

Die Wissenschaft	vom Bildhauer	*Franz Metzner.*
Der frühe Tag	Komposition von	*Theo Schäfer.*

Nachdruck

nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

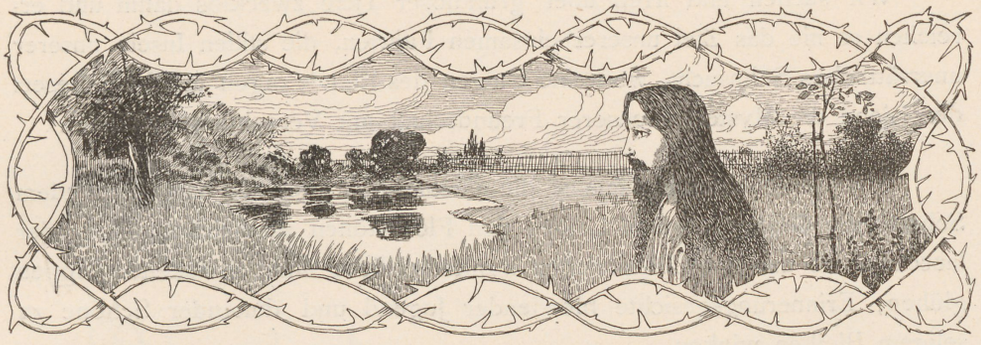
Alle Korrespondenzen, Manuskripte, Geld- und sonstige Wertsendungen sind an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Von unsern Freunden überwiesene Subventionen

werden am Ende jedes Quartals quittiert.

Prolog.

Adolf Brand.



Wir suchen unser eigen Land, das Land unserer Neigung, die Gestade der neuen Menschen, die Gefilde der Seele, die Welt unseres Schmerzes und unserer Freuden.

Wir stossen unsere Schiffe ab von den Ufern der Wirklichkeit und fahren mit singenden Harfen in endlos-blaue Weiten heimlicher Ahnungen hin, zu den stillen Inseln, die an den Grenzen der Geschlechter in paradiesischer Schönheit blühen, dorthin, wo uns die glänzenden Firnen seliger Freundschaft winken.

Wir sind Verfehmte, Vogelfreie, Gemiedene auf der breiten Heerstrasse des Alltäglichen — unnützes, loses Volk in den Augen der Immersatten — Fluchbeladene vor den heiligen Opferaltären rechnender Freiheitspriester — Frevler und Ausgestossene aus allen Tempeln der Gewöhnlichkeit — Ewig-Unzertrennliche — Ewig-Unverstandene — Ewig-Unbefriedigte, die ihr Glück nur in sinkenden Nebeln schauen.

Wir suchen und irren — Piraten auf dem Meere sinnberauschender Schönheit — Schicksalsgenossen auf dem qualvollen Beutezuge eines schrankenlosen, niegestillten Begehrens, denen der Tod ein stiller Lotse in Siriusfernen trostloser Hoffnung ist.

Wir suchen und irren und treiben im meergrünen Schweigen auf wollustschwellenden Fluten durch purpurne Nacht.

Unnennbares süsses Leid ist unser höchster Gewinn, ein immer neu aufflammender, allzuschöner Traum unser kostbarster Reichtum.

Wir suchen und irren über grundloser Tiefe zwecklos dahin und erreichen es nie das Ziel unserer einsamen Fahrten, die stillen Inseln unserer unersättlichen Sehnsucht, wo keine Galgen des Elends ragen und kein Gesetz der Liebe die Mysterien unserer Freundschaft mit Verachtung schändet.

Aber sie leuchten uns immer, die dämmernden Ufer, wo unter blühendem Schutte die Gräber unseres Leibes den Flötentönen schmeichelnder Lieder lauschen, wo uns aus Lilienkelchen trunkene Blicke und schwellende Lippen glühen, Erinnerungsgesichte blendender Jugend und duftender Schöne zu seligem Bleiben winken.

Wir sehen sie wieder, die Gefährten unvergesslicher Stunden, mit denen wir wie in stillem Wachen durch violenschwüle Haine heiliger Ruhe gleiten, Rosen und Epheu im goldglänzenden Haare, an dunklen Cypressen lispelnder Sehnsucht vorbei, über die stürzenden Wasser der Zeit dem Sternenfrieden der Erfüllung zu.

Wir gehen leise Seite an Seite durch schweigende Felder und trinken die kühlen Wonnen der Vergangenheit. Denn der Augenblick ist kurz, aber die Erinnerung fliesst ewig. —

Wir werfen wieder die Anker zu ruhloser Rast und setzen die Boote aus zur Rettung und Mitfahrt. Wir irren unstät am Sonnenstrande des Glückes und suchen nach schiffbrüchigen verwandten Seelen, nach sturmerprobten Kämpfern auf stillen Wogenhöhen stolzer Einsamkeit, die an den letzten Trümmern ihrer Lebenswünsche in Verzweiflung ringen.

Zu den Quellen der Erlösungen geht unsere Fahrt, zu den seligen Tempeln des unbekannten Gottes, dem wir alle dienen.

Wir müssen es finden, das Land unserer Leiden! und fahren mit euch, ihr todeslustigen Sänger heiliger Thorheit und Liebe, ihr Selbstpeiniger und Märtyrer eures unerbittlichen Lachens, mit träumenden Segeln in gastfreie Buchten ewiger Schönheit ein.

Du und ich.

Vesuvios Du — und ich das weite Meer,
In Abendträumen, glanz- und purpurschwer.

Ein schöner Dämon in des Schicksals Haft . . . .
Des Lebens Kämpfen und der Erde Kraft.

Der Ruhe Sehnsucht, ew'gem Aufruhr gleich;
Der Liebe Schweigen, müd und dämmerweich.

Adolf Brand.

DER EIGENE.

Heut schwebt ein Lächeln vor mir her,
Ein Lächeln, das die Freude giebt;
Ich bin so reich, so froh an mir,
Der ich das Leben nie geliebt . . . . .

Ein Ahnen glänzt in meiner Brust,
Ein Träumen ruft zu unterst tief,
Ein treuer Traum, der nie mich liess,
Der mich aus Nebeldunkel rief.

Er wird zur Flamme, die schlägt hoch
Und glüht in mir mit heisser Macht,
Erfüllungsfroh träum ich hinaus
In meine sehnsuchtstiefe Nacht.

Ich lächle in die Sterne still,
Die nimmer mir das Leben trübt,
Ich bin so reich, so froh an mir,
Der ich das Leben nie geliebt . . . . .

Theo Schäfer.

Spielmannslos.

Still sind die wilden Lieder,
Und tot sein roter Mund —
Mein Freudenbube, mein lieber,
Wie ist das Herz mir wund!

Rehaugen hatte er zweie,
So treu, unwissend und warm;
Wir teilten Wein und Lager,
Und teilten Lust und Harm.

Er ging mir über das Mutting,
Über Bruder und Schwesterlein,
Über alle Dirnen im Dorfe
Und warmen Sonnenschein!

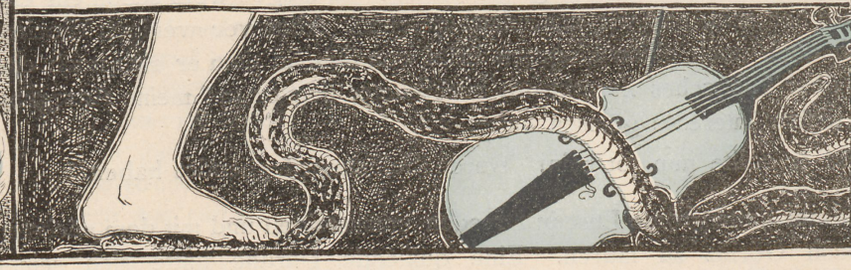
Da hat er mich gelassen
So mutterseelenallein,
Verbuhlt in Medusenfingern —
O wie mich jammert Dein!

Bin bettelarm und verödet
Als wie ein Wüstenthal,
Die Fidel mein einzige Habe,
Der Seele letzte Wahl.

Der Gram mein stummer Begleiter,
Der Kummer mein Weggenoss,
Und Frost und Nacht und Regen
Mein leidiger Wandertross.

Ich irr in die weite Weite,
Zernagt von Sehnsuchtspein,
Streif mitten durchs lächelnde Leben,
Ein Greis! — und spiele und grein!

Adolf Brand.



ECHTE LIEBE

Skizze aus dem Leben.

Robert Werner fuhr mit dem Frühzug von Leipzig nach Berlin. Gewohnheitsgemäss hatte er sich vor seiner Abfahrt einige Zeitungen gekauft. Unter den vielen mehr oder minder gleichgiltigen Nachrichten über politische, künstlerische und soziale Vorkommnisse blieb sein Geist an einer Mitteilung aus Görlitz haften. Sie lautete:

> „Hier hat sich am gestrigen Vormittage der auch durch wissenschaftliche Arbeiten bekannte Rechtsanwalt Sauer, wie man annimmt, in einem Anfall von Geistesstörung in seiner Wohnung erschossen. Das Schicksal des noch jungen, allgemein geachteten Mannes erregt in weiten Kreisen unserer Stadt rege Teilnahme."

„Sauer!" durchfuhr es Werner, „doch nicht etwa Georg Sauer, mit dem ich in Strassburg gedient habe, und mit dem mich seither gemeinsame, wissenschaftliche und künstlerische Interessen aufs innigste verknüpfen? — — Doch nein, das wäre ja unmöglich, dieser klare und fleissige Gelehrte, der einen so wohlthuend harmonischen Eindruck machte, sollte Hand an sich gelegt haben? — — unmöglich! Zwar — es mögen wohl schon ein einhalb Jahre her sein, seit wir uns zuletzt gesehen. Aber vor wenigen Wochen hatte ich doch noch einen längeren Brief von ihm, in dem er sich noch eingehend über Nietzsches Zarathustra verbreitete, den er auf meine Anregung hin mit tiefem Interesse gelesen hatte.

Und er sollte nun tot sein! Durch Selbstmord geendet haben?"

Werner hatte grosse Lust in Dresden umzusteigen und mit dem nächsten Zuge nach Görlitz zu fahren. Eine quälende Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, doch daheim warteten seiner dringende Pflichten. Auf der ganzen Reise verliess ihn nicht das kindliche treue Auge seines Freundes. Vergebens bemühte er sich, das Leben desselben mit einem so jähen Ende in Einklang zu bringen. — — —

Zu Hause angelangt, fand er folgendes Schreiben vor:

Mein lieber Freund!

Unter den vielen Menschen die ich kannte, bist Du der einzige, dem ich noch einen letzten herzlichen Gruss senden möchte und dem ich das Geheimnis meines trostlosen Lebens, das ja in wenigen Stunden zuende sein wird, anvertraue.

Gewährt es mir doch in dieser bitteren Stunde eine kleine Freude, einen Menschen zu wissen, dem ich mich mitteilen, dem gegenüber ich frei und offen von meinem Leide sprechen kann, einem Leide, so weh und so gross wie es nur durch eine so leidenschaftliche und reine Liebe entstehen konnte, wie ich sie empfand.

Bis zu meinem dreissigsten Jahre etwa glaubte ich, kaum einer Liebesempfindung fähig zu sein, ich brachte mein Leben dahin, aber ich lebte es nicht. Vorübergehende Neigungen traten wohl auf, doch es war nur ein Gefallen, ohne Tiefe und ohne Inhalt; schöne Gestalten fesselten mich, aber sie beherrschten nicht mein Inneres. —

Da sah ich dann dieses Wesen, — in dem Anmut und Kraft sich vereinten — so jung und frisch und schön, wie ein sonniger Frühlingstag. Unter tausenden zog seine Person mich an. In einem Konzerte lernte ich ihn kennen. Der wunderbare Wohllaut seiner Stimme, seine liebenswürdige und sichere Haltung, sein lebhafter Geist, sein Auge nahmen mich tief gefangen. Bald erfüllte er mein ganzes Sein, das Denken der Tage, die Träume der Nächte. In der ernstesten Arbeit verweilte ich bei ihm. Die Erwähnung seines Namens durchschauerte mich. Der Ort, an dem er geweilt, der Gegenstand, den er berührt hatte, war mir heilig. Ich küsste die Stelle, wo sein Körper geruht, sog seinen wonnigen Duft in mich ein, lief ins Freie, streckte die Arme aus und rief seinen Namen wohl unzählige Male, bald von einer niegekannten, übermächtigen Seligkeit, bald wie von der Empfindung einer schmerzhaften Schnittwunde übermannt.

Eines Tages gestand ich ihm meine Liebe, ich legte mein Haupt in seinen Schoss, er streichelte es mit seiner weichen, warmen Hand, ich blickte ihm stumm in die braunen so unendlich guten, träumerischen Augen, küsste inbrünstig seine Hände, seine Stirn, die bleichen Wangen und den roten schwellenden Mund und er wehrte es nicht.

Erwiderte er meine Liebe? Das war unmöglich. So wenig sich jemand von der elementaren Gewalt dieses Riesengefühls eine Vorstellung machen konnte, so wenig konnte er es mit empfinden. Ich liebte ihn, er hatte mich lieb; ich betete ihn an, er war mir von Herzen zugethan. Doch gab er für Leidenschaft Güte und ich musste dessen zufrieden sein. Bald standen wir im regsten geistigen Verkehre; wir trafen uns täglich; seine Seele war mir ein unerschöpfliches Problem; wie harrte ich der Stunde entgegen, wo wir uns sahen; wie schlich die Zeit des Wartens und Lauschens seiner Schritte; wie flog die Zeit des Beisammenseins; wie beglückte mich jedes Wort der Zuneigung von seinen Lippen; wie bekümmerte mich jeder unschöne Ausdruck, dem er selbst kaum einen Wert beilegte; wie quälte er mich, wenn er von innigen Beziehungen zu andern sprach, die längst zurück lagen!

Es klingt Dir das gewiss banal, Robert, wie es mir geklungen haben würde, ehe es mich in den tiefsten Tiefen traf. Zwei Jahre währte und wuchs diese Liebe, Tag um Tag, eine echte, reine, überirdische Liebe, die im langen Kuss ihre höchste Offenbarung fand. Als wir uns einmal acht Tage trennten, verging ich vor ungeheurer Sehnsucht, ich presste seine Briefe an mein wildpochendes Herz, lernte sie auswendig und bedeckte jedes Wort mit glühenden Küssen. Auf einsamen Pfaden rief ich Gedichte an ihn in die Berge und übertönte mit Liebeslauten den brausenden Wasserfall. Kein Mensch ahnte unser Verhältnis. Man hielt die Liebe für Freundschaft, wie man so oft Freundschaft für Liebe ansieht.

Das Ende ist einfach.

Paul liebt seit kurzem ein Mädchen, mit dem er sich verloben wird. Ich kann den zweiten Platz in seinem Herzen nicht ertragen. Meine Mutter drängt mich zur Heirat. Ich kann ihr nicht gestehen, dass ich das schönste beste Weib bewundern, verehren, schön finden, aber nicht lieben kann. Mir ist ja jeder sexuelle Akt, selbst der Kuss, nur der spontane Ausfluss höchster Liebesglut. Ein anderer wäre unkeusch, entwürdigend, so dass ich mich selber verachten müsste.

Einst wird man sich vergebens an dem Rätsel abmühen, wie es möglich war, dass durch Jahrtausende selbst bei Kulturnationen das Dogma bestand, das Weib könne zum Weibe, der Mann nicht zum Manne in echter Liebe entbrennen.

Dass die Natur in ihrer ewigen Kraft bald über der Menschen beschränkte Satzung den Sieg erringen möge, ist der Wunsch, mit dem ich das Leben von mir werfe!

Lebe wohl!

Dein Georg.

Zwei Tage später befand sich Robert Werner auf dem Görlitzer Friedhofe in der kleinen Trauergemeinde, welche Sauer die letzte Ehre erwies. Fassungslos über das ihr Unfassliche begrub die alte Mutter ihr gramverzerrtes Angesicht in den Händen. Der Pfarrer sprach vieles von geistiger Ueberanstrengung und Gottes unerforschlichem Ratschluss.

Etwas abseits stand ein junger Mann mit durchgeistigten herzgewinnenden Zügen und schluchzte krampfhaft. Vergebens mühte er sich, der strömenden Thränen Herr zu werden.

Es war Paul, sein Paul.

Als Robert ihn so heftig weinen sah, wurde auch sein Auge feucht. Man senkte den Sarg zur Tiefe. Robert aber rief ihm stumm die Worte nach: „Dir wird vergeben werden, denn Du hast wahr geliebt.“

Norbert Langner.

Von Gut und Blut.

Ich steige die Treppe zur Börse hinan,
Von innen wälzt sich ein Dröhnen heran.
Wie fernes Stürmen auf grauem Meer,
Wie Donnergrollen zieht es daher . . .
Im Flur drängen Menschen in wilder Hast,
Ein Schieben und Stossen — beängstigend fast.
Ich zwänge mich durch und betrete den Saal.
Die Räume sind weit, doch die Wände kahl.
Eiskalter Marmorsäulenglanz
Durchrieselt die hohlen Gewölbe ganz.
Ein Bild voll Unrast liegt vor mir:
Gleich Bienenschwärmen wimmelt es hier.
Man brüllt und feilscht und schreit und tobt
— Während dieser jenes Kravatte lobt. —
Die Augen der Meisten sind trübe und matt,
Weil Dämon Gold Absolutherrschaft hat.
Die Haltung schlaff und die Züge verlebt,
Ist jeder dem Abgott zu dienen bestrebt.
Zwölf Bogenfenster senden hinein
Ein besseres Gold: den Sonnenschein.
Wohl gleitet manch sehnender Blick hinauf;
Doch reisst der rasende stürmende Lauf
Den träumenden Sinn in die Brandung zurück —
Zurück in das wechselnde Unmenschenglück.

Ein schwarzer Tag. — Die Märkte umdrängt
Von Menschenmassen. Das Schicksal senkt
Die schwarze Hand des Unheils herab
Und sendet Finsternis hinab.
Gewagteste Sachen vollziehen sich dann.
Gar mancher verlässt als geschlagener Mann
Den Kampfplatz blinder ungleicher Schlacht,
Die ihm grausam den Ruin gebracht.

Sie kreischen und pfeifen vor Aufregung toll —
Das Mass läuft über, war lange schon voll.
Mich schaudert. Ich flüchte angstvoll hinaus.
Krebsrote und Bleiche entfliehen dem Haus.
Sie trauern um Gold und schnöden Gewinn,
Betrachten ihr Glück als verloren, dahin;
Bejammern nichtige Alltagshabe
Und tragen, was sie nie besassen, zu Grabe.

Ja! Sprang ihr Gold, sprang auch ihr Blut,
Doch stockte mit jenem ihr Lebensmut.

Ferdinand Max Kurth.

Nobody.*)

Ich hatte im Sinn nach Paris zu gehen. War in Ostende. Sah dort den Stadtplan von London mit seinem vielen Grün. Das Grün reizte mich, zog mich an. Auf nach London! Auf 8 Tage.

Aus den 8 Tagen wurden 13 Wochen. 13 Wochen Spaziergängerei.

Da musste es aufhören; musste. In Dover blieb ich noch einen Tag, der Rückschau auf London gewidmet.

Ich ging am Strande spazieren, am Hochstrande, welcher auf einem Böschungswall sich mehrere Meter über dem Niederstrand erhob. Die Steinmauer, welche den Wall stützte, fiel senkrecht — oder fast senkrecht ab. —

Da war ein Knabe, ein english boy, der machte sein Kunststück am Strand-Terrain. Er warf seine Mütze in die Luft, sprang dann von dem oberen Strand herab, überschlug sich, fing dabei seine Mütze mit dem Kopf auf dem unteren Strande.

Der Junge war feiner Menschen Kind. Wie er aus seinen Augen sah! wie er lächelte! Mir war er ein Lord Byron. Ich sah auf der Höhe seinem Treiben zu. Unten waren Plebskinder seine Zuschauer. Eines dieser fragte ihn nach seinen Namen; „nobody“ entgegnete er. Dann kam es, dass er unten am Strande mit den Plebskindern zusammen war. Alle zogen die Schuhe aus und die Strümpfe, welche sie in die Schuhe stopften und diese dann an die Mauer stellten. Dann schöpften die Plebskinder mit einem kleinen Eimer, welchen sie hatten, Wasser; gossen es aus; häufelten Sand etc. Eines der Kinder goss dann dem Nobody das Wasser über die Füsse; ein anderes bewarf ihn mit Sand und nun kam die ganze Rotte und alle fielen über ihn her. Man that ihm eigentlich nichts zu Leide; aber man brach durch das plumpe physische Drangsalieren die geistige Macht, mit welcher er bis dahin das Volk beherrscht hatte. Man drängte ihn gegen die Mauer, wo er zusammen kauerte und weinte, bitterlich weinte.

Hätte ich englisch sprechen können! — Das aber konnte ich nicht.

Vielleicht hätte es deutsch auch gethan. — Vielleicht aber war damit, dass ich mich still davon schlich, das beste Zeichen meiner Teilnahme gegeben. Es war ein Jungens-Kummer; ein Seelenleid aber zugleich. Eine Stichprobe des Leids — lebenslang.

Ich schlich davon, wehmütig und gehoben zugleich.

Wie verstand ich solches Leid!

* * *

*) Aus der Korrespondenz an den Herausgeber.

Meine General-Erinnerung könnte mir einen Streich gespielt und ich könnte in Folge dessen nicht ganz bei der thatsächlichen Wahrheit geblieben sein.

Ich schrieb über Nobody, dass er sich beim Herabspringen vom Damm überschlug und dabei seine Mütze fing. — Nun war ich gestern Abend im Scala-Theater und sah die Wilton und Stack. Die überschlugen sich in der Luft und das hat Nobody sicher nicht zu Stande gebracht. — Wie er es anstellte, so genau weiss ich das nicht mehr; es war aber mehr als blosses Herabspringen; es war irgend wie eine Sport-Leistung, eine natürliche Kunst-Produktion.

Das kleine Ereignis fiel Ende August 86; an den Einzelheiten liegt nichts. Ich möchte nur die Unterscheidung schärfen, dass es Solche von Metall giebt, Metall von verschiedener Art: Eisen, Messing, Silber, Gold, und Solche von anderem Stoff: Fayence, Porzellan, Glas: nobody! Die ersteren können fallen und Beulen und Brüche bekommen; sie werden dann wieder zurecht gehämmert und gelötet. Die anderen, wenn sie fallen und Schaden nehmen, bleiben Scherben; da giebts kein Nieten und Löten.

* * *

Mein lieber Herr Brand!

Von dem Doverer Nobody habe ich kein Bild; aber einiger anderer Nobody's Bilder habe ich. Die werde ich Ihnen senden. — Ob sie Ihnen so gefallen werden, wie sie mir gefielen und gefallen?

Vielleicht könnten Sie bei Ihren weiten Beziehungen es herausbringen, was aus den beiden Knaben, deren Bilder ich Ihnen senden werde, geworden ist.

Bezüglich des Einen, Sohn des Grossfürsten Konstantin, mutmasse ich, dass ihm sein Teil Leid zu Teil geworden ist. Bezüglich des Anderen, Prinz Fürstenberg, weiss ich nichts; aber wenn ich mir ihn zu einem satten Herrn und Vater von sieben heiratsgeneigten Töchtern geworden, vorzustellen hätte, so würde das einem grossen Verlust an mir selber gleichkommen.

Mit beiden Bildern ist es mir eigenartig ergangen.

Das Bild des Sohnes des Grossfürsten Konstantin hatte ich in einem Schaufenster liegen sehen, und hatte es gekauft. Traf dann in der Nähe einen Knaben, welcher mir der Nobody war — den aus der Schule abzuholen die Absicht meines Gehens gewesen war. — Wir gingen nun den Weg zurück. Am Kunsthändler-Laden angekommen, sagt der Junge zu mir: „Da muss ich Dir ein Bild zeigen." Das Bild aber war nicht mehr da, ich hatte es in meiner Brieftasche. Das spielte sich in Königsberg ab.

Das Bild des Prinzen Fürstenberg sah und kaufte ich in Wien. War auf dem Wege, einen Besuch zu machen, machte diesen Besuch, zeigte meine Erwerbung — und der Herr, dem ich das Bildchen zeigte, zog eine Schieblade seines Schreibtisches auf und zeigte mir dasselbe Bildchen als sein eigen.

* * *

Und dann, Herr Brand, sende ich Ihnen noch einen Nobody. Und dieser steckt in einem Notenblatt, vielmehr im Text zu den Noten, und nennt sich „der kleine Gratulant."

Er gehört zu den fünf oder sechs Nummern meines kleinen Repertoirs, welche ich einzig vorzubringen habe, meine Erlebnis-Juwelen.

An den kleinen Gratulanten wurde ich Samstag Abend erinnert, als eine Dame, meine Hauswirtin, welcher ich das Notenblatt vor längerer Zeit geschenkt hatte, mir das Liedchen vorsang. Das kam so ganz zufällig, dass sie es mir vorsang; und so konnte ich um so richtiger auf die Wirkung auf mich passen. Ich achtete auf mich, als ob ich nicht ich selber, sondern ein ganz anderer wäre. Ich fand mich ganz ruhig und glaubte schon, diesmal ruhig über das Ende des Liedchens zu kommen, da plötzlich — — und auch jetzt im Augenblicke des Schreibens — in der blossen Vorstellung des Gehörten — geht es mir so, als es anhub: „und da hätt' ich bald vergessen" — stieg es in mir auf, krampfte die Brust zusammen und die Augen wurden feucht.

Ich hörte das Liedchen vor vielen vielen Jahren in Wien singen; ich folgte der einfachen, schlichten, wiegenden Melodie und da, als die Worte kamen: „und da hätt' ich bald vergessen, gratulieren sollt' ich auch" — stürzten Thränen aus meinen Augen. Stürzten!

Ich schrieb über die Sonderbarkeit, und erzählte davon, und immer beim Schreiben und Erzählen dieselbe Folge. Allmählich abgeschwächter, aber nie fehlend, und in der Stärke wieder wachsend, wenn ich das Liedchen längere Zeit nicht hatte singen gehört.

So jetzt, wo ich es Jahre lang zu hören entbehrt hatte.

An die hundert Mal habe ich es doch nun schon erlebt, immer dasselbe Gepacktwerden.

Warum?

Es ist der Nobody, der es mir anthut.

Ist der kleine Gratulant nicht ein Nobody?

Wenn es dem Doverer Nobody so in den Ohren klingt, wie ich lebhaft an ihn denke, dann hat er keinen guten Tag.

Es braucht ja aber Fernwirkung, welche es geben soll, und von welcher Mark Twain ganz entschieden behauptet, dass es deren giebt, nicht störend und unangenehm zu wirken, sich nicht gerade in wirklichem Ohrenklingen zu äussern; und so nähme ich gern an, dass mein Denken an Nobody-Dover denselben an Nobody-Boy-1886 erinnerte und wenn ihm dabei die Augen feucht wurden — gut für ihn.

* * *

Genug. Ich muss wieder zu mir selber anno jetzt kommen. Muss wieder an meine Tretmühlenarbeit gehen, welcher meine beiden Osterfeiertage, jeder mit 16 Stunden, verfallen sind.

Was gehen mich die Nobodys an? Was tot ist, hat gut reden: was gehen mich Hunger und Durst an? — Was aber noch lebt, das darf sich so nicht überheben.

Und man lebt nicht vom Brote allein. Man hungert nicht allein nach Brot. Man hungert auch nach den Nobodys.

Und hungert so — und darin liegt das Verhängnis — welches nun wieder das „Höchste" in höherem Sinn ist — darin, dass man als „Nobody" so hungert, nach beiden, nach dem Brote und nach dem Nobody.

Und so muss es wohl bei dem Hunger bleiben, und der Hunger ist dem Nobody die Seligkeit, und die Sattheit der Fluch. Der satte Nobody ist kein Nobody mehr, sondern ein somebody, mit dem er doch nicht in einem Athemzuge genannt werden will.

Er muss also hungern — an Brot und an Seinesgleichen. Und darin ist Gott der Nobodys Ober-Nobody: Gott hungert und hat nicht Seinesgleichen.

Nicht, dass der Nobody nie einmal satt sein, sich wenigstens ab und zu einmal sättigen sollte. — Dies braucht er, wie der Schreiber das Papier braucht, um seinen Brief zu schreiben, wie Gott den Teufel, um sich selber drauf zu schreiben, der doch nicht das Papier an sich selber ist. Der Nobody braucht das zeitweilige Sattsein als Hintergrund, als dunkeln Hintergrund für sein leuchtendes Hungern. Dies aber ist seine Eigen-Signatur, während die somebodys wohl auch ab und zu mit dem Hungern kokettieren und flunkern können, um ihrer Sattheit — ihrer Generalsignatur — (gleichgiltig, ob in Wunsch oder Wirklichkeit) — einige Blitzer aufzusetzen — aber im Grunde vom Hungern nicht erbaut sind. Die Nobodys hungern — auch wenn sie satt sind.

Die somebodys sind satt, auch wenn sie hungern.

* * *

Da ging ich heute in das Caféhaus, um Graphic und London News anzuschauen. Die Blätter waren im Stand und ich griff nach, was gerade da stand, es war:

Album des deutschen Rennsports. Auf dem ersten Blatt ein Portrait, unterschrieben:

Maximilian Egon zu Fürstenberg. Dazu eine kurze Familienangabe.

Karl Egon zu Fürstenberg, der Letzte der Hauptlinie — in Schwaben †.

Er succedierte aus dem fürstlichen Aste Purglitz Maximilian Egon geb. zu Lana in Böhmen am 13. Oktober 63; verheiratet am 10. Juni 87 zu Wien mit der am 19. Mai 67 geb. Gräfin Irma Schönborn.

Kinder: Erbprinz Carl Egon.
Prinzessin Leontine.
Prinzessin Anna.

* * *

Mein Bildchen stammt von 1871. Das könnte stimmen.

Und stimmen könnte auch der Vergleich meines Bildchens mit dem Bilde im Rennsport-Album.

Eins aber stimmt nicht.

Eben habe ich die beiden Bildchen, Prinz Fürstenberg und Sohn Grossfürst Konstantin hervorgeholt, und da — sagen sie mir nun beide nicht mehr, wenigstens nicht so voll und ganz, was sie mir bis dahin immer voll und ganz sagten.

Wie kommt das?

Ich sah sie bisher immer ungeprüft an; nur mit meinen Augen. — Nun sah ich sie heute prüfend an, mit vermeintlich Ihren Augen — und so etwas vertragen Nobodys nicht. Möglich auch, dass die Photographien feinste Züge schon eingebüsst haben; Sohn Konstatins stammt aus 1865/6.

Oder wäre ich verändert?

Man kann in ein Buch 'was hinein lesen, was nicht drin steht und man kann in ein Gesicht 'was hineinsehen, was vielleicht auch nicht drin ist. Oder wäre es so, dass ich die Bilder bis heute angeschaut und heute erst angesehen habe?

Wenn ich zurückdenke, wie ich in meiner letzten Krankheit alle Treppenstufen mit all ihren Kanten sah, aber die Treppe nicht; und wie ich alle Häuser sah, aber die Strasse nicht; und alle Pflastersteine, aber das Pflaster nicht — dann hab ich so was wie Erklärung, dass die Bildchen mir heute ein wenig versagen.

* * *

Ich fürchte, das Nobody-Kärrchen, welches es mich gelüstet hat, zu schieben — fährt sich fest. Meine Bildchen — waren nicht, sie bedeuteten mir nur! und für einen Andern ist es schwer, hinter solche Bedeutung zu kommen, welche mir sogar schon geschwächt erscheinen will.

„Es war einmal" gilt für mich. — Ich dichtete mich zu dem nobody-so und nobody-so; und war Mir in all meinen Dichtungsgestalten sehr geneigt. — Der Egoismus war Kette; die Eitelkeit Einschlag; meine Widerspenstigkeiten mit meinen Fügsamkeiten machten das Muster zum Zeuge.

* * *

Ich musste — musste innerlich aus Laune, Trotz oder was sonst — nach Düsseldorf fahren. Es war dort eine Ausstellung von Stickereien. Es gelüstete mich sie zu sehen. Notwendig war das Sehen nicht; notwendiger war das Tretmühlen. Aber gerade: ich ging. Hätte mittags zurück sein können; deshalb aber blieb ich bis Abend: es gab so manches zu sehen und Augen-satt werde ich eigentlich nie.

Bei der Hinfahrt war eine Dame mit einem Knaben im Coupé. Ein lieber Bub, den Mama arg drillte, ganz ohne dass es nötig war, welches Drillen er sich in einer Art Ueberlegenheit und Schelmerei gefallen liess. Seine Mama hatte ihn lieb, das wusste er; und sie war nun einmal so — unteroffizierlich; das liess er ihr hingehen.

Der Junge erinnerte mich an Prinz Fürstenberg; er hatte solche Augen, solches Haar, solche Wangen, solch ein Näschen — ähnelte nach Mama, welche schön zu nennen war — das alles beobachtete ich — weiter aber nichts. Warum vernarrte ich mich nicht in diesen Jungen, wie damals in Fürstenberg? Ist der Narr in mir im Absterben, oder gar schon tot?

Oder war doch ein Unterschied in den Personen? Liess es die Schalkhaftigkeit des heutigen Buben nicht zu, dass ich Leid in ihn hineinphantasieren und dann aus diesem ihm zudiktierten Leid meine Sympathie für ihn schöpfen konnte?

* * *

Und nun Nobody-Schluss, sonst komme ich nicht in die Tretmühle, der ich heute noch ein paar Stunden lang angehören muss.

G. Balzer.

Das Geschehen als Entwickelung.

In unserer Welt der kausalen Wechselwirkung ist die Negation eines gegebenen Zustandes die Vorbedingung einer neuen Position. Das ist ein Gemeinplatz, aus dem aber die wichtigsten Folgerungen abzuleiten sind. Jedes Geschehen ist darnach aufzufassen als die Ausgleichung von mindestens zwei gegensätzlichen kausalen Wirkungsweisen, deren Gegensatz sich in diesem Geschehen wechselseitig bindet und dadurch, wie z. B. im elektrischen Lichtbogen die entzweite elektrische Kraft, zur beziehungsweisen Ruhelage kommt. Da dieses Geschehen bei der kausalen Allverknüpfung im Kosmos sofort neue Gegensätze weckt, ist die Ruhelage nur eine beziehungsweise, beschränkt auf die in Gegensatz tretenden und sich ausgleichenden kausalen Wirkungsweisen (Kräfte). In dem Fluss der Zeit ist nur solche relative Ausgleichung logisch denkbar; träte vollendete Ausgleichung ein, so stünde die Zeit still, und das Geschehen absoluten Nichtgeschehens löste das bewegte Werden ab.

Das ist uralte Weisheit; Heraklit, der sie prägte in wenige Sätze meisterhafter Kürze und deshalb dunkler Tiefe, ist nicht ihr erster Entdecker. Es ist das Vernunftgesetz jedes kausalen Geschehens, und als die Vernunft im Menschen zu sich selbst kam, trat auch dieses Gesetz in das Bewusstsein der Vernunftträger. Den Schöpfungsmythen aller Völker liegt es versteckt zu Grunde, vielfach bis zur Unkenntlichkeit verhüllt unter nichtigem Beiwerk, nirgends klarer durchschimmernd als in den vedischen Gesängen, aus deren mystischem Dunkel es in erhabener Reinheit hervorleuchtet wie der über Wolken hochglänzende sonnenbestrahlte Schneeberg.

Diese Weisheit gewann unter uns fasslichere Form, zunächst freilich zum Nachteil der Fülle an Gehalt. Die scheinbar so vielfach verschlungene Bahn der Gestirne zeigte, von dem höheren kosmischen Standpunkte betrachtet, von ihrem Entstehen an bis zum endlichen Vergehen, die heraklitische Harmonie des geeinten Gegensatzes von Anziehungs- und Fliehkraft in besonders eindringlicher Klarheit und in grossartiger Einfachheit. Diese einfache Klarheit aber verführte zur Seichtheit. Durch das Äusserlichste, der rohesten Sinnlichkeit am leichtesten Zugängliche, wähnte man das ge-

heimnisvolle Dunkel, unter dem das Weltwesen verborgen ist, vollständig erklärt zu haben. Massenteile sah man gegeneinander in Bewegung, und da Bewegung in der That die allgemeine Form sich ausgleichender Gegensätze ist, so schloss man voreilig, dass Massenbewegung die lang gesuchte Lösung des Welträtsels sei. Alles Wirksame konnte nach dieser Ansicht nur Massenschwerkraft sein, da sie die Massenbewegung der Gestirne so vollständig erklärte. Die Materie war darnach, wie schon frühere Denker es ausgesprochen hatten, der Urgrund der Welt, und das, was man Eigenschaften dieser Materie nannte, und alles Geschehen bestand in Bewegung materieller Teilchen, die sich freilich, vorläufig wenigstens, der Fasslichkeit entzogen.

Diese auf falscher Verallgemeinerung beruhende Auffassung ist in heftigsten Kampf getreten zu der gerade entgegengesetzten, in ähnlicher Weise auf falscher Verallgemeinerung beruhenden Auffassung, wonach das Weltgeschehen das unmittelbare Produkt eines rein subjektiven Geistigen sei. In diesem Kampfe musste die einseitig stoffliche Anschauung das Geistige und die geistige das Stoffliche anerkennen, ohne es von ihrem Standpunkte aus erklären zu können. So haben diese gegensätzlichen Anschauungen durch ihren Kampf mit einander sich selbst und ihren Gegensatz überwunden, und schon zeigt sich die Ausgleichung dieses Gegensatzes in der höheren, beiderlei Einseitigkeiten vermeidenden Anschauung, wonach ein zunächst nur durch negative Prädikate erkennbares Absolutes sich gegensätzlich bestimmt in Stoff (Wille) und Geist (Vorstellung) und durch diesen lebendigen Gegensatz das Weltgeschehen hervorbringt.

Das Bild des Weltschöpfers ist ausserordentlich treffend für diesen Weltprozess. Wie sich im künstlerischen Schaffen die zwiespältige Natur des Menschen durch (äussere) Verkörperung einer (innerlichen) Idee thätig zur Harmonie durchzuringen strebt und im Genusse des so gestalteten Schönen von den höchsten erreichbaren Wonneempfindungen erfüllt wird, so kann der Weltprozess in seiner Gesamtheit als das künstlerische Schaffen und als Wonneempfindung, beides in seiner Vollendung (Absolutheit) vorgestellt werden. Es hiesse indes den eigentlichen Vergleichungspunkt dieses seit den Urzeiten gebrauchten Bildes gänzlich missverstehen, wenn man auch im makrokosmischen Schaffen einen persönlichen Träger dieses Vorgangs annehmen wollte; der persönlich wie der menschliche Künstler die Idee denkt, das Werk vollführt und die Wonne empfindet. Die dem Weltprozesse zu Grunde liegende absolute Wesenheit muss natürlich von allen Schranken der Persönlichkeit frei gedacht werden; die Persönlichkeit ist ja erst im Laufe des Weltprozesses erschienen als die nach der ideellen Seite relativ weit fortgeschrittene Ausgleichung von Wille und Vorstellung, während die sogenannte tote Materie eine solche Ausgleichung darstellt, die weiter nach der stofflichen Seite hin liegt. So fassen wir unter Vermeidung jeder Einseitigkeit alle Erscheinungen des Weltlaufs, seien sie mehr stofflicher, seien sie mehr geistiger Art, auf als zeitlich und räumlich veränderliche Ausgleichungszustände eines sich stofflich-geistig gegensätzlich darstellenden, nur in seiner Absolutheit diese Gegensätze einigenden Wesens.

Dieses allgemeine Grundgesetz polarischer Entzweiung, wie es wohl am sachgemässesten bezeichnet wird, macht die Welt des Werdens über-

haupt erst möglich. Seiner formellen Beschaffenheit nach ist es das kosmische Bewegungsgesetz, das ganz allgemein dadurch zur Erscheinung kommt, dass materielle Teile sich nicht zu einem Ganzen vereinigen können, ohne etwas von ihrer gegensätzlichen Bewegung zu verlieren, und sich nicht von einander trennen können, ohne dass ihnen mehr gegensätzliche Bewegung mitgeteilt worden wäre. Wie dieses Gesetz so formell in doppelter Weise in den Integrations- und Differentationsvorgängen auf allen Gebieten des Naturgeschehens von der mechanischen Wissenschaft nachgewiesen wird, so finden wir es auch doppelt bestätigt, wenn wir den dynamischen Gegensatz zwischen Stoff und Geist, ins Auge fassen. Der mit dem Schwinden äusserer Bewegungsenergie zunehmenden stofflichen Integration (Zusammenfassung der Teile zu einem Ganzen) entspricht die Verflüchtigung des (Sonder-) Willens; und diesem Vorgange mit gleicher Energie entgegengesetzt sehen wir mit der fortschreitenden stofflichen Integration vom Molekül aufwärts, durch die pflanzlichen und tierischen Organismen hindurch bis zu den künstlichen äusseren Gemeinschaften der Menschen mittels Differentiation der Vorstellungen das Bewusstsein zunehmen an Gehalt und Tiefe. Mit der äusseren Bewegungsenergie (dem Willen) steht im umgekehrten Verhältnis die innere Bewegungsenergie (die Vorstellung). Dem rein subjektiven Bewusstsein, bei dem alle objektiven Vorstellungen zur Einheit integriert sind, muss darnach das Maximum der Stoffzerstreuung entsprechen (der chaotische Zustand der Nebularhypothese); und die vollendete stoffliche Integration, das Aufhören aller äusseren Bewegung, die vollendete Passivität des Willens, muss mit dem Maximum des Vorstellungsreichtums verknüpft sein. Das Absolute aber, das dieser gegensätzlichen Bewegung zu Grunde gelegt werden muss, und das in diesem Weltprozesse sich beständig in veränderlicher Weise zur Darstellung bringt, ist aufzufassen als die Vereinigung des rein subjektiven Bewusstseins mit voller Willenspassivität, oder, wie beim Aufhören aller Gegensätze ebensogut gesagt werden kann, als die Vereinigung der Maxima der Stoffzerstreuung und des Vorstellungsreichtums. Dass diese Aussage vom Absoluten für uns endliche, aus dem gegensätzlichen Weltgeschehen auftauchende Menschen widerspruchsvoll ist, darf nicht Wunder nehmen. Auf unsern Weltprozess bezogen, hat diese Aussage auch keine andere Bedeutung als die, dass schliesslich die höchsten Gegensätze, als welche uns Wille und Vorstellung erscheinen, infolge ihrer polarischen auf eine Einheit bezogenen Natur sich gegenseitig in einander umsetzen, oder, mit andern Worten, dass der Weltprozess wie der Kreis in sich zurückläuft und als solcher ohne Anfang und Ende ist.

Wir haben es indes nicht mit dem Absoluten und auch nicht mit dem Weltprozesse als solchem zu thun, sondern mit den einzelnen Geschehnissen in diesem Prozesse. Diese Einzelgeschehnisse sind unsere Welt, und in dieser Welt, die bekanntlich nach der von einem Faust zuletzt erlangten Weisheit dem Tüchtigen nicht stumm ist, wollen wir uns umsehen. Wir bewundern die erstaunliche Abstraktionskraft der indischen Philosophen, die vom Standpunkte des Absoluten folgerichtig diesen Weltlauf (samsara) als ein Blendwerk (maya) auffassten und dieses Absolute selbst nach der negativen Seite, von der es ja für uns nur bestimmbar ist, als das Auslöschen

aller Eigenschaften (Nirvana) bezeichneten. Die Abstraktion kann aber für uns nur der Hintergrund sein, von der sich das flutende Leben dieser Welt wirksam abhebt, der für ein tieferes Verständnis der wechselnden Erscheinungen notwendige Hintergrund, von dessen Ewigkeitslicht die gebrochenen Farben dieser Erscheinungen bedingt sind.

So dürftig diese einleitenden Bemerkungen auch sind, und der Ausführung im Einzelnen harren, sie werden nicht ungeeignet sein, das Verständnis zweier Probleme zu fördern, deren fortschreitende Lösung hauptsächlich den Inhalt der Menschheitsgeschichte bildet, und deren tieferer Erörterung diese Blätter gewidmet sein sollen: Hunger und Liebe, das wirtschaftlich-genossenschaftliche und das geschlechtlich-eheliche Problem. In den folgenden Ausführungen soll das erstere Problem untersucht werden.

Hermann Krecke.

Diavolessina.

Es was ein küneginne,
Gesessen über sê. —
Ja, dest diu valandinne:
So tatest du mir übele wê.

* * *

In ir swarz oügelinne,
Schiere swarz alsam das pech —
Dô glüet ein fiur darinne:
Nu muosstu us des fiures näch!

* * *

Wâfen! Mich hats verbronnen,
Dir frouwe bin ich guot!
Ja wär ich Dir entronnen:
So han ich valandes wêherzmuot.

Albert Koenig.

Frauenemanzipation.

Von Emil F. Rüdebusch. Aus „The Old and the New Ideal — a solution of that part of the Social Question, which pertains to Love, Marriage and Sexual intercourse."
Uebersetzung und Einleitung von Albert Koenig, Graulhet (Tarn) Südfrankreich.

Es widerstrebt mir im innersten Wesen, eine Besprechung dieses Buches auf 5 Linien oder 5 Seiten zu versuchen. Das wäre ein literarischer Buschkrieg gegen seine künftigen Leser oder Nichtleser. Das Buch hat 347 Seiten, ich müsste diese alle zitieren und mit meiner individuellen Meinung, die den Lesern doch recht gleichgiltig sein würde, gäbe es mindestens eine halbtausendseitige Abhandlung. Ich rate also den Mühseligen und Ueberladenen nur, ihr erfrischendes Bad gefälligst an sich selber vornehmen zu wollen; für die Nichtenglischlesenden ist eine deutsche Ausgabe vorhanden, die allerdings nur etwas über ein Drittel dieser neuen englischen enthält. Ich kann nur andeuten, dass das Buch mehr hält, als es verspricht — „eine Lösung desjenigen Teils der sozialen Fragen, die mit der Liebe, der Heirat und dem Geschlechtsverkehr zu thun haben." Wie der Admiral Dewey mit der Philippinenarmade in einem Ratsch aufräumte, so durchschneidet Rüdebusch dem hundertfach verkrüppelten Monstrum unserer Vorurteile, unserer Begriffsverwirrungen oder „Freieliebe-", besser gesagt Freieheirats-Wahnwitze die Pulsadern. Und die Hauptsache, auf der Stelle der wurmmorschen, stinkenden Baracke baut er eine starrragende Akropolis — nein, das nicht, aber — na, er zeigt dem Herrgott, wie man die Welt „ordentlich" einrichtet. Kein Wort also über den Inhalt. Mit einem, der das Buch nicht oder nur einmal gelesen hat, ist schlecht disputieren. Selbst die freiesten Geister hängen noch an 1001 Fesseln. Ich erinnere an die Sexualdebatte, die vor 2 Jahren in den „Sozialistischen Monatsheften" stattfand, und die eigentlich ein dünnes Ergebnis hatte. Am besten gefiel mir damals noch Herrn Starkenburgs Standpunkt. Man erinnere sich auch an den Fall der Berliner Pianistin, Frl. Gerdes, der unsern führenden Geistern zu so kläglichen Voziferationen Anlass gab. Wenn das grüne Holz so unfruchtbar ist, was soll man da erst von der misera contribuens plebs der Presstiger erwarten. Unsere ganze Literatur z. B. über die Prostitution bemüht sich nur, ihre schrecklich anödende Sterilität immer aufs neue zu prostituieren. Man lese einmal des Polygraphen Otto Henne am Rhyn „Die Fehler der Sittenpolizei", oder erinnere sich an die Vorschläge

der „Deutschen Warte“ vom vorigen Sommer und man wird verstehen, dass es in der Schulweisheit der Herren noch so viele Sachen giebt, von denen sich Himmel und Erde nichts träumen lassen, am wenigsten der erstere. — Ich übersetze diesmal ein in der deutschen Ausgabe noch nicht enthaltenes Kapitel des Rüdebuschschen Werkes; habe aber dabei keinerlei Diskussion im Sinne, da ich fürchte, dasselbe möchte für manchen ein wenig „aus dem Zusammenhang gerissen“ sein. Mein Zweck ist ein sehr „egoistischer“ — dem Werke neue Leser und Herrn Rüdebusch und mir selber vielleicht neue „interessante“ Korrespondenten (generis utriusque) zuzuführen. Selig sind, die das Buch lesen werden, denn es werden ihnen die Augen aufgehen, auch werden sie endlich kapieren, was „persönliche Freiheit“ und „Eigenheit“ bedeutet.

A. K.

„Vor der Sklavin, wenn sie die Ketten bricht,
„Vor dem freien Weib erzittert nicht.“

XXIV. Seite 239—253.

Ich bin ganz entschieden für die Frauenemanzipation; ich glaube, dass das weibliche Geschlecht ebenso wichtig und nützlich für die menschliche Gesellschaft ist wie das männliche, dass es kein einziges Recht oder Vorrecht des Einzelwesens giebt, auf das das Weib nicht ebenso Anspruch hätte wie der Mann; doch würde ich es ebenfalls für unsinnige Zeitvergeudung halten, dies zu begründen, zu beweisen, dass das Weib nicht ein geringwertigeres Wesen ist, dass sie nicht in höherem Grade ein schwaches Geschöpf ist, das des Leitseils bedarf, als der Mann. Hunderte geistvoller Frauen und Männer haben diese Verhältnisse durch Gründe erhärtet, die ebenso „klar“ und „unwiderleglich“ sind, als die witzigen Bibelkritiken, mit denen der grosse Colonel X. unsern Evangeliumsdienern so viel Beunruhigung und Herzweh versetzt.

Ich behaupte, dass diese Frage, Frauenerlösung contra Frauenunterordnung, im modernen Schrifttum so gründlich erörtert worden ist, dass Jeder und Jede, wenn mit guter Hirnkraft begabt, meinen Gesichtspunkt einnehmen muss, den ich im Vorhergehenden aufzeigte, falls sie wirklich „Wahrheit“ wollen. Aber ach! gar viele wollen die „Wahrheit“ nicht, da sie sich vor ihr fürchten. Dass freies Denken ebenso wie die Frauenerlösung noch immer auf so allgemeinen Widerstand stösst, ist nicht so sehr einem Mangel an geistigem Fassungsvermögen der Massen zuzuschreiben, als vielmehr der Thatsache, dass keine dieser beiden neuen Theorien wirklich imstande war, zu beweisen, dass sie die Menschen zu besseren und glücklicheren Wesen machte. Ich habe bereits in einem früheren Kapitel gezeigt, warum die Freidenker diesen Beweis nicht liefern können, und ich will jetzt versuchen, auseinanderzusetzen, wieso die Frauenemanzipationssache unter dem gleichen Uebelstand leidet. Die „Erlöser“ haben mit Ekel und Verachtung jenen Teil des christlichen Dogmas verabschiedet, der die sklavische Unterwerfung des Weibes unter den Mann predigt, aber sie haben den wichtigsten Teil der Aberglaubenssätze in Bezug auf das Liebes- und Geschlechtsleben beibehalten, die uns die Religion vererbt hat; sie streben nach Gleichberechtigung mit dem Mann auf den Gebieten der Politik,

Kunst, Wissenschaft, Industrie und des Handels, aber sie kümmern sich nicht um die wichtigste Beziehung, um die geschlechtliche Freiheit; viele von ihnen gehen so weit, die christliche Ehe zu verschmähen, wenn aber eine dieser Frauen sich in einen Mann verliebt, ist es ihr augenblicklich wieder um dieselbe alte Besitzerei zu thun, die mit so grosser Sicherheit den stärkeren Teil zum herrschenden und den schwächeren Eigner zum Sklaven macht. Diese halben Massregeln mit Folgerungsfeigheiten haben das emanzipierte Weib in eine solch' unnatürliche und ungesunde Lage gebracht, dass der konservative Beobachter fühlen muss, dass sie für ihre Freiheiten einen allzu hohen Preis angelegt hat. Was die wirtschaftliche und politische Emanzipation betrifft, so können wir mit gerechtem Stolz behaupten, dass das thatkräftige Werk unserer starkgeistigen, kuragierten Amerikanerinnen es zu Stande brachte, dass auf der ganzen Erdkugel kein anderes Land ist, das in diesen Beziehungen fortgeschrittener wäre, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Würde man aber die Frage thun: Hat sie das glücklicher gemacht oder hat es das Glück Anderer gesteigert? so hiesse die Antwort: Nein! Und würden wir weiterhin befragt: Hatte das nicht bezweckt, sie unweiblich zu machen? — da würde ich für mich ohne Zaudern antworten: Yes! das ist das unentrinnbare Ergebnis der unnatürlichen Lage. Für ein Weib, das die Rechte, die Heilerei oder irgendwelche Wissenschaft studieren, oder das eine öffentliche politische oder soziale Agitatorin werden will, ist ein freier und uneingeschränkter gesellschaftlicher Verkehr mit Männern eine unumgängliche Notwendigkeit. Dem gewöhnlichen „schwachen" Weib bringt solch freier und schrankenloser Umgang grosse Gefahr für ihre „Tugend" und „Moralität"; unser affranchiertes Weib will tugendhaft bleiben und auch moralisch und so muss sie sich dermassen aufs äusserste anstrengen, ihren Naturtrieb zu unterdrücken, dass sie schliesslich fähig ist, im intimsten Verkehr mit dem andern Geschlecht vollständig kühl und gleichgültig zu bleiben. Und wenn sie sich trotz alledem und alledem in einen Mann verliebt, in dem sie ihr „getreues Ebenbild" zu finden glaubt und der ihr seine „exklusive" Liebe zu bieten gewillt ist, so fühlt sie triebmässig, dass sie auch jetzt noch sich vorsichtig davor behüten muss, allzu leidenschaftlich zu werden, da dies ihre „Unabhängigkeit" in der nachfolgenden Verbindung ernstlich gefährden könnte. Ueberall zwingt sie sich, ihre Geschlechtsnatur zu knebeln, um das erwünschte Ziel zu erreichen; wieder und wieder kommt es ihr vor, als ob der Geschlechtstrieb (der dem Manne nur Freude bereitet, während er dem Weib ernste Pflichten und harte Arbeit bringt) der grösste Feind der Weibserlösung sei; sie verflucht den sinnlichen Mann, der sie in Versuchung führt, und verlangt vom Weib, dass sie sich selbst durch „Reinheit" festige und die sinnliche Männerschaft in jene erhabene Region zu sich „heraufziehe", wo diese bei körperlicher Nähe des entgegengesetzten Geschlechts ebenfalls kühl und indifferent bleiben können. Und was bedeutet all diese fürchterliche Plackerei? Es bedeutet, sich zu bemühen, die Männer unmännlich und die Weiber unweiblich zu machen! Da ein gesunder Geschlechtstrieb für wahre Männlichkeit notwendig ist, so ist er gleicherweise nötig für wahre Weibhaftigkeit.

Für die freien Frauen der Vereinigten Staaten hat die Frauenfrage eigentlich aufgehört zu sein. Was die Lage der verheirateten Weiber angeht, so regt sie das wenig auf, da sie ja nicht beabsichtigen, sich zu verehelichen, und die unverheiratete Frau der Vereinigten Staaten hat ebensoviel wirtschaftliche Unabhängigkeit wie der Durchschnittsmann, ja, in vielen Beziehungen sind ihre wirtschaftlichen Aussichten sogar besser. Zwar hat die Amerikanerin nicht so grosse Aussicht, ein politisches Amt zu erhalten und in vielen Zweigen sind ihre Löhne für gleiche Arbeit noch niedriger als die der Männer, allein das ist mehr denn ausgeglichen durch die Thatsachen, dass die Gewohnheit für ein Weib das „Leben" bedeutend billiger macht als für einen Mann, und dass in einer einzigen grossen und wichtigen Arbeitsleistung, für die die Frauen ganz besonders befähigt sind, d. h. dem Haushalten und „home-making" (Bereitung eines anmutenden Heims!), vergleichsweise der geringste Mitbewerb herrscht. Es ist freilich lachhaft widersinnig, zu verlangen, dass das letztere den einzigen Beruf des Weibes bilden solle, aber die Ansichten vieler „Frauenrechtlerinnen" sind genau so sinnlos. Die letzteren scheinen nämlich unter dem querköpfigen Vorurteil zu laborieren, dass diese Art Arbeit etwas ganz besonders Erniedrigendes und Knechtigendes auf sich habe. Es ist nicht die Arbeit selber, was hinabzieht, — die Erniedrigung besteht einfach in dem Sklavenverhältnis, in dem sie allgemein verrichtet wird. Wenn einmal unsere Weiblein dahintergekommen sein werden, dass die Verrichtung solcher Arbeit gar nicht notwendig die „selbstverständliche Pflicht ist, die der Behauptung „Ich liebe Dich" entspringt, dass sie ebenso wie jeder andere Beruf behandelt und angesehen werden sollte, dann werden sie auch erkennen, dass dies (das „Haushalten" und „Home-making", insbesondere letzteres) für das Weib eine Fähigkeit darstellt, die ihm einen entschiedenen wirtschaftlichen Vorteil über den Mann verleiht. Ich würde gewiss jedem freien Weib, das, wenn auch noch so wenig, Neigung für solche Arbeit verspürt, raten, der Entwickelung ihrer daraufzielenden Eigenschaften Aufmerksamkeit zu schenken. Die Erfahrung hat gezeigt, dass das nicht mit ihren andersgerichteten Zielen materiell zu kollidieren braucht, und es kann für künftige Zeiten sich als eine wertvolle wirtschaftliche Schutzwehr erweisen. Man weist oft darauf hin, ein schwerwiegender Einwurf gegen die sog. Hausarbeit liege in der Thatsache, dass sie im Allgemeinen zu viele Tagesstunden beansprucht. Jeder Beruf, der zu 12- bis 14stündiger Arbeit im Tag zwingt, ist allerdings versklavend und „verschlechternd", aber ich vermöchte mir keinerlei Ausstand zu denken, in dessen Erfolg ich so viel Vertrauen setzte, als in eine „Achtstundenbewegung" guter Haushälterinnen, die ordentlich organisiert sind und zusammenhalten. Die „scabs" (Streikbrechenden, Nichtausständler) würden hier nicht halb so viel Aussichten haben, als bei anderen Arbeitsniederlegungen. Für die Frauenerlösung war es von grösster Bedeutung, dass ihr alle Gebiete der Kunst, Wissenschaft und des Gewerbes eröffnet wurden, nachdem aber die Haushälterei aufgehört hat, ihre von Gott „verordnete" Pflicht zu sein, kann sie einen ihrer stärksten Rückhalte abgeben.

Jawohl, unsere „freie" Frau wird fühlen, dass sie noch gar mancher „Frankierung" bedarf, dass immer noch eine schwere Sklavenbürde und

ungerechte Frohnde auf ihr lastet, von der sie entledigt werden sollte, aber sie wird auch merken, dass auf alle Fälle ihr Bruder, der Mann, genau derselben Emanzipation bedarf. Der Gedanke an einen Kampf zwischen Weibern und Männern wird sie abstossen, aber sie wird mit Mut und Begeisterung in den Kampf freier Männer und freier Frauen gegen die Tyrannen beiden Geschlechts oder jeden Glaubens eintreten — und ich hege die Besorgnis, sie werde die schlimmsten und meisten Tyrannen innerhalb ihres eigenen Geschlechts finden! Ob sie geschlechtlich schwach oder stark ist, die „Sinnlichkeit" irgendwelches Mannes wird sie nicht schrecken. Ist er ihr unsympathisch, so wird es für sie eine äusserst leichte Aufgabe sein, sich ihn vom Leib zu halten. Findet sie ihn „kongenial" (ebenbürtig, wahlverwandt, gleichstrebend), so wird sie über sein Werben die hellste Freude empfinden und sein körperliches Nahesein mag ihr intensive Lustgefühle verschaffen, selbst wenn sie kein Sehnen nach geschlechtlicher Umarmung verspürt. Wünscht sie letzteres nicht, so ist aber auch gar kein Grund vorhanden, weshalb sie es zulassen sollte, während, wenn sie es begehrt, es ebensowenig einzusehen ist, warum sie den körperlichen Genuss mit den Freuden des Geistes nicht verknüpfen sollte. Ist sie so einmal frei vom Aberglauben, so wird ihr nie vor der Liebe bangen, gleichgültig, in welcher Form sie ihr entgegentritt; selbst wo sie Gefühle nicht zu erwidern vermag, wird sie guten Gebrauch davon zu machen wissen — jedoch sehr oft wird sie zu voller Gegenseitigkeit fähig sein und idealen Liebesgenuss erreichen, dessen äusserstes Ende ebenso schön sein kann, wie der Anfang. Ihr Liebesleben wird frei sein von Mietlingsüberlegungen und sie wird ihre Freiheit behalten, indem sie Liebe schenkt oder empfängt, ohne Vorbehalt, ohne Bedingungen.

Wünscht sie ein Mann zur Haushälterin und sie hat Neigung zu solcher Arbeit, so kann sie ein günstiges Anerbieten annehmen, selbst wenn sie etwas wie Liebe für ihn nicht übrig hat. Immerhin wird sie es vorziehen, einem kongenialen Mann für eine bedeutend geringere Entlohnung das Heim zu bereiten; allein mit oder ohne Liebe — immer wird es ein Geschäftsübereinkommen bleiben (a business agreement). Und falls sie Mutter zu werden wünscht, so wird sie merken, dass es ebensoviele Männer giebt, die gerne Väter wären, als Frauen, die sich nach der Mutterschaft sehnen, und dass nicht ein einziger der ersteren je erwarten wird, dieses Vorrecht zu gewinnen, ohne dass er einen guten Gleichwert bietet für diese grossartigste und edelste Arbeit der Frau, das Tragen und Ernähren des Kindes. Man sagt oft, der Umstand, dass die „Früchte der Liebe" (ein sehr schöner Name für Kinder, den leider gegenwärtig nur sehr wenige verdienen) für die Frau eine Last seien, müsse letztere für immer dem Mann botmässig machen. Unter dem jetzigen allgemeinen Moralkodex trifft das freilich zu und die „hübsche" Geschichte der Bestrafung der sündigen Eva gilt immer noch. Aber unser freies Weib ist kühn genug zu erklären, dass auch das Kindergebären unter keinen Umständen ihre „selbstverständliche Pflicht" sei, noch die notwendige Folge ihrer Liebe, und kommt so zur Schlussfolgerung, dass, so oft sie diese Aufgabe übernimmt, es ihr echte Freude und Zufriedenheit und allgemeine Wertschätzung einbringen wird, sowie

auch, dass es ihr einen andern kleinen wirtschaftlichen Vorsprung vor dem Mann verschafft, einzig darum, weil es die Hervorbringung eines höchstbewerteten Dings, das allgemein für unentbehrlich gilt, ausschliesslich der Wahl der Frau anheimstellt!

Wie der Mann, so würde auch die freie Frau die Hülfe und Unterstützung eines Freundes oder Kameraden in Krankheits- oder Unglücksfällen mit Vergnügen annehmen, aber sie wird nicht erwarten, von einem Mann „ausgehalten", „verhalten", „protegiert" zu werden. Wie man von dem Jüngling erwartet, dass er sich einen Beruf wählt zur Gewinnung des Lebensunterhalts, so wird die freie Maid zum selben Zweck dasjenige Thätigkeitsgebiet sich heraussuchen, das ihr am passendsten scheint, und ob sie nun Haushälterin oder Seekapitänin, Kindergartenlehrerin oder Aerztin, Buchhalterin oder Bartschaberin, Musikantin oder Malerin wird, nicht die mindeste Gefahr wird dies ihrer Weiblichkeit bringen können, weil kein Grund da ist, warum sie ihre Geschlechtlichkeit niederkämpfen sollte. Wenn nun der Mann wahrnimmt, dass keiner dieser Berufe sie ihrer Werte als Weib beraubt, dass im Gegenteil ihre höhere Geisteskraft, ihre tiefere Weltkenntnis sie zu einem nützlicheren Freund und Kameraden machen, zu einem edleren Gefährten für geistige Vergnügungen oder geschlechtliche Genüsse, so wird er ihre Mitarbeiterschaft in irgend einem Zweig der Kunst, Wissenschaft oder Industrie mit Freuden willkommen heissen. Ihr Mitbewerb mag auf die Wertung seiner Leistungen etwas drücken, aber für diesen Verlust empfängt er einen mehr als genügenden Ersatz, nämlich die Möglichkeit, alle Freuden der Liebe zu geniessen, ohne dadurch in die Zwangslage zu kommen, ein Weib zu „maintenieren", noch auch ein Kind zu verhalten, falls er nicht eben den ausdrücklichen Wunsch und die vollkommene Fähigkeit dazu besitzt.

Gelingt es einem freien Weib, eine gewisse wirtschaftliche „Unabhängigkeit" zu erringen, so mag sie sich entschliessen, ein Kind als ihr ganzes Eigentum zu bekommen und sie wird in einer freien Gesellschaft sicherlich darum nicht irgendwie weniger geachtet werden; aber es ist meine feste Ueberzeugung, dass diese Fälle eine seltene Ausnahme bilden werden; auch die wohlhabende freie Frau wird es im allgemeinen vorziehen, für das Kind sich einen Vater auszusuchen, indem sie ihm einen halben Anteil daran („half-interest") zuweist, da sie herausbekommen wird, dass in der Vaterschaft, abgesehen von der Geldunterstützung, noch manche Vorteile einbeschlossen sind.

Sofern sie nicht durch Betrug erworben wurde, dart man annehmen, dass die Liebe eines freien Weibes zu einem Mann als lebenslänglich betrachtet werden kann, da sie keiner anderen Neigung zuliebe zu erlöschen braucht. Diese Frau wird ein treuerer Freund, ein verlässlicherer Associé und Kamrad sein, da sie keinerlei Leidenschaft „Untreu" macht.

Vielleicht wird sie in den meisten Fällen fern von wirtschaftlicher Selbständigkeit sein, aber sie wird gewahr werden, dass ihr Kamrad, der Mann, nicht weniger abhängig ist. Zusammen mit ihm wird sie dann bestrebt sein, die Gesellschaft so einzurichten, dass ein Menschenkind durch jenen verrückten Kampf um das „medium of exchange (Tauschmittel?)

nicht geknechtet wird. Uebrigens wird sie erkennen, dass sie sogar bei den bestehenden Verhältnissen dieselben Aussichten, dieselben „Rechte“ und Vorrechte wie der Mann besitzt und sie wird sich selber nicht für benachteiligt halten, weil sie ein Weib ist.

Hier höre ich einen energischen Zwischenruf: „Wie können Sie behaupten, dass das Weib mit dem Mann gleichberechtigt sei, solange sie nicht stimmen oder auf der Geschworenenbank sitzen darf?“

Ha, das Frauenstimmrecht! — bei Gott, fast hätt ich diesen wichtigen Gegenstand ganz vergessen. Da es mir aber meine Gemütsruhe rauben könnte, wenn ich auf einer Inkonsequenz ertappt würde, muss ich die Grenzen dieser Abhandlung etwas überschreiten und erklären, dass ich irgend einem Mann oder einer Million Männer oder Menschen das „Recht“ abspreche, mir zwingende Gesetze aufzuerlegen; dass es also blos folgerichtig ist, wenn ich dieses „Recht“ auch der Frau aberkenne. Ich will diesen Punkt jetzt nicht erörtern, sondern nur die Frauenstimmerei von einem praktischen Gesichtspunkt aus untersuchen, wie sie vom nächstbesten hirnkräftigen Freiweib unserer Zeit betrachtet werden könnte. Wieso sollte sie das Stimmrecht begehren? Verhehlt sie sich denn ganz und gar, dass jene Freiheit, nach der sie langt, durch nichts so ernstlich gefährdet werden könnte als durch das Weiberstimmvieh? Wird sie nicht bemerken, dass in der Aufrechterhaltung des alten Sittlichkeitskodexes, den sie verwirft, die Weiber viel tyrannischer veranlagt sind, als die Männer?

Wir haben alle Veranlassung uns darüber zu freuen, dass die „manumittierten“ Frauen der Vereinigten Staaten so erfolgreich waren, als sie die Frauenwelt aus ihrer lethargischen Unterwürfigkeit aufrüttelten und sie mit dem Bewusstsein ihrer „Rechte“ als Individuen erfüllten (die denen der Männer ebenbürtig sind), da dies für jede echte Reform in der menschlichen Gesellschaft durchaus notwendig ist. Ihr Mut, ihre Thatkraft und Ausdauer sind unserer höchsten Bewunderung würdig, und oft wollte es mir scheinen, dass ein Dutzend Frauen mehr für die Schaffung besserer Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft thun könnten als ein ganzes Schock Männer — falls sie eben von dem wahrhaften Geist der Freiheit beseelt wären. Aber leider! insofern die einzige und alleinzige Bestrebung der „entzähmten“ Weiber zu sein scheint, die Macht zum herrschen und zum regieren zu erringen, scheint sie unfähig irgend einen anderen Weg zu erspähen, der zur „Verebnung“ mit den Mannsbildern führte. (Mir fällt hier der Name der Dr. Annita Augspurg und anderer ein. A. d. Ue.) Aus diesem Grund hat eine Bewegung, die an und für sich wirklich fortschrittlich ist, einen entschiedenen Rückschritt in allgemeinen Angelegenheiten verschuldet und die unmittelbaren Erfolge bieten uns manch trauriges und unheilkündendes Gemälde ungesunder Reaktion. Dem Einfluss der Weiber haben wirs zu verdanken, dass die Ver. Staaten Gefahr laufen, das unfreieste aller Länder zu werden; ohne ihren Einfluss wären viele unserer Gesetze, die unentschuldbare Eingriffe in die unveräusserlichen Rechte des Individuums darstellen, heutzutage unmöglich zu Stand gekommen, z. B. die Sonntagsgesetze, die Temperenzgesetze und die Comstockgesetze (die Comstockgesellschaft hat dem Onkel Sam die Ausübung der „Sittlichkeitspolizei“ abgepachtet —

ich gestatte hier eine Lachpause —; sie hat auch richtig Rüdebuschs Werk als „lewd, lascivious and obscene“ eingezogen und sich vom Verfasser schliesslich mit 5000 Mark losbestechen lassen, wovon ihr die Hälfte zufliesst. Die mit frechster Cowboyschamlosigkeit geführte Prozessfarce erzählt R. selber in No. 694 des „Armen Teufels“, (Detroit, Michigan. A. d. Ue.)

Ich hoffe und vertraue darauf, dass das freie Weib stolz genug sein wird, um zu fühlen, dass jedes Gesetz, zum offiziellen Zweck des „Frauenschutzes“ fabriziert, ein Faustschlag ins Gesicht der Frauenschaft ist. Ich hoffe auch, dass sie froh sein wird, dass die Weiber noch nicht durch die erniedrigenden und depravierenden Praktiken der Politik beschmutzt worden sind (fast scheint es, als ob heute schon die Reinheit verloren werden soll, vgl. die Kriegsstimmen jenseits des grossen Häringstümpels. A. d. Ue.), dass sie zu den Männern sagen kann: Wir Frauen haben mit der Schaffung eurer Gesetze nichts zu thun gehabt, also ist auch nicht der Schatten eines Grundes da, weshalb wir uns daran kehren sollten. Wir wollen von euch nicht beherrscht und nicht geleithammelt werden, noch wollen wir euch oder jemand unseres eigenen Geschlechts regieren oder leitseilen. Und wenn dann ihre Schwester ihr erzählt, wie das Frauenstimmrecht gar ausgezeichnete Gesetze für den speziellen Schutz der Frauen zur Folge haben müsste, so wird sie ihr hoffentlich das erwidern, was mir jeder Arbeiter dieses unseres Landes den glatten Versprechungen des Politikers antworten müsste: Beseitigt die ungerechten Sondervorrechte, die anderen gewährt sind, gebt mir freie und ganze Möglichkeit, meine Kräfte zu nützen, und ich pfeife auf eure regulären und speziellen Gesetze zu meinem Schutz.

Das „Neue Weib“ ist noch allzusehr vom „Caesarengeist“ durchdrungen, um dem echten Fortschritt viel, wenn überhaupt nützen zu können. Da sie folgemässiger und nicht so feig wie der Mann ist, ist sie jetzt der gefährlichste Feind der Freiheit. Befreit sie vom Aberglauben in den behandelten Beziehungen und sie wird im Kampf um die Freiheit unbesiegbar sein!

Meine Base, die Nonne.

Unter dem krummen Apfelbaum
Sassen wir, wir sprachen kaum.
Sie hatte die Katze auf dem Schoss,
Das Klosterdach trug grünes Moos.
Auf einmal fragte ich sie:
Sag Base, liebtest du nie?
Sie hob ihr verwittertes Gesicht
Und sagte durch das Dämmerlicht:

Ich war damals wohl siebzehn Jahr,
Trug weisse Rosen gern im Haar,
Ich träumte viel, viel von der Liebe
Und bat, dass bald mein Dunkel zerstiebe.
Nun, einstens geh ich an unsern Teich
Und setz mich nieder, mir war so weich,
Die Glocken klangen,
Die Fischlein sprangen;
Ich blickte in den Wassergrund,
Ich blicke . . starre . . mit offnem Mund,
Ich glaub erst, es ist ein schlechtes Märchen,
Nein, Pärchen um Pärchen, Pärchen um Pärchen
Verschlungener Frösche schwammen da;
O Gott, mir war das Weinen nah!
Nun war es mit der Liebe doch
Wie Elly sagte, schlimmer noch.
Ich schlich nach Haus in so schweren Schuhn,
Ich dachte, was Frösche und Kröten thun,
Dazu bist du denn doch zu gut
Und fasste einen hohen Mut
Und im Gedanken an den Weiher
Nahm ich den Schleier.

Emanuel von Bodman.

„Iggdrasil“.

Die altgermanische Vorstellung des dreieinigen Ich.

Seit einiger Zeit geht eine eigentümliche Bewegung durch die Kulturvölker, von Vielen schon empfunden, klar erkannt aber noch von Wenigen. Eigen-Ich, Eigenart: in diesen kurzen Formeln drängt sich die unaufhaltsam emporquellende Selbstbesinnung im Familien-, Staats- und Geistes-Leben zusammen. Patriotismus, Individualismus, Nationalismus, das sind die Schlagworte im Uebermenschen-Kampf der Jahrhundert-Wende geworden, und Kosmopolitismus, Sozialismus, Humanismus gelten immer weiteren Kreisen als überlebte Vorstellungen, nur tauglich für „Untermenschen“ mit Massen-instincten und Herdenbewusstsein. Jedes Volk, jeder Einzelne, jede Kultur will seine Eigenart suchen, und hofft sie zu finden als Norm für das Eigenhandeln, frei von Fremdgesetzen.

Das Wort des Apostels an die Römer (2, 14) erhält wieder seine volle Geltung für alle die, welche dem Kerker der Dogmen entflohen, in die frohe Freiheit eines eigengearteten Heidentums ohne Fremdgesetz zurückgekehrt sind: „Wenn aber Heiden, ob sie gleich kein Gesetz haben, aus natürlichem Gefühle die Forderungen des Gesetzes erfüllen, so sind sie, die ein Gesetz nicht haben, sich selbst ein Gesetz!“

Diese vom eigentlichen Gründer der christlichen Kirche anerkannte autonome Selbstverständlichkeits-Moral, dieser — um mit Herrn M. von Egidy zu reden — Edelanarchismus ist es, der die Geister der Neuzeit emporzieht aus scholastischer Denk- und That-Verknöcherung, der neue, edlere, höhere Ziele setzt, als der aufgepfropfte Formelkram eines unverständlichen und unverstandenen Fremdtums. Ichsein heisst Aechtsein: das ist der Glaube, den wir verstehen lernen, wir, die Neuen! In seinem trefflichen Werke „Die Krisis des Nationalismus*) hat Fr. Kretzschmar in übersichtlicher Weise ein Bild der kommenden Katastrophen zu malen versucht, der heftigen Geburtswehen, in welchen die schwangere Zeit das Ich gebären soll, das Ich der Völker, das Ich der Einzelnen, das Ich der Kultur! — So sagt Kretzschmar:

> „Nationalistische Feiertage, wie auch Deutschland deren am Sedanfeste einen geschaffen hat, sind überaus charakteristisch für eine Zeit, wo man versucht, dem Nationalismus zur Weihe einer Religion zu verhelfen. Diese Feiertage politischen Charakters sind keineswegs auf Frankreich beschränkt. Am 29. August 1886 beging Deutschland und auch die Schweiz die Feier des unglücklichen Kampfes der Berner gegen die Franzosen vom 5. März am Grauholz. Sie wurde markiert durch die Enthüllung eines Denkmals und erfolgte nicht nur in Gegenwart einer unermesslichen Volksmenge, sondern auch der Regierungsvertreter. Die zahlreichen nationalen Feiertage, welche sich an die Unabhängigkeit der betreffenden Länder knüpfen, gehören ebenfalls in die Kategorie der Lebensäusserungen eines zu einer selbstständigen, von der religiösen unabhängigen, Weihe gelangten nationalistischen Prinzips.“

*) A. Jügelt, Auma 1894.

Franz Metzner: Die Wissenschaft.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Dieses, bei allen Kulturvölkern immer mehr zur Geltung kommende nationalistische Ich-Prinzip hat in Russland den Panslavismus geboren, in Frankreich den Chauvinismus, in Amerika die Monroe-Doctrin.

Deutschland aber, das „Volk der Dichter und Denker", hat sich, seiner mehr innerlichen Volksart entsprechend, den Deutschgedanken bisher nur in Schule und Kunst ins Bewusstsein zurückgerufen. Das „Rembrandt-Buch", das Buch des „Oberdeutschen" über „Unsere nationale Erziehung*) — „Der Glaube unserer Väter" von Dr. Hermann Hoffmeister**) und vor Allem „Reines Deutschtum" von Dr. Friedrich Lange***) haben im Zusammenwirken mit nationalen Vereinen, wie „Deutsch-Bund", „Deutscher Volksbund" (M. v. Egidy und Professor Lehmann), „Alldeutscher Verein", „Deutscher Schulverein", „Verein zur Erhaltung des Deutschtums in den Ostmarken" u. s. w. versucht, den Ich-Gedanken im deutschen Volke zu wecken. Jenen deutschen Ich-Gedanken, dem die alte Welt ihren Untergang, das Mittelalter seine Reformation, die Neuzeit die Kontinental-Politik zuschreiben müssen.

Es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, den stolzen Ich-Gedanken unseres Volkes gegenüber humanitätsduseligen Allerweltsverbrüderungen und kampffeigen „Versöhnungs-" und „Friedens"-Bewegungen zu beleuchten und zu erklären; dazu mag die Einsicht der genannten Schriften Führungen bieten. Hier soll nur untersucht werden, wo die Wurzel dieses Ich-Gefühls, im Besonderen unseres Volkes liegt.

Der moderne „Nationalismus" hat in den einzelnen Völkern Europas einen Ich-Stolz geweckt, der rückschauend auf die Vergangenheit bereits in den Wurzeln des Volkes die Bedingungen jetziger Macht und Eigenart zu finden glaubte. Es sei erinnert an die Unabhängigkeitskämpfe der Griechen, welche vor einem halben Jahrhundert in autochthonem Ich-Gefühle wieder Herren des Bodens werden wollten, den sie vor zweitausend Jahren beherrscht. Es sei an die Einigungsbestrebungen Italiens erinnert, welches im Aboriginer-Gefühl die klassische Blüte wieder erneuern wollte. So regt sich jetzt in den germanischen Ländern der Gedanke, dass die indogermanische Kultur nicht in Ostindien ihren Ausgangspunkt genommen, sondern in West-Germanien. Wer die Werke des Schweden Peuka, des Engländers Flenders Petrie, des Franzosen Bournouf, des Deutschen Dr. Ernst Krause und deren Echo in den wissenschaftlichen Kreisen der Anthropologen und Ethnologen verfolgt hat, weiss, dass der allgemeine Sieg dieser „Nativisten" nicht mehr fern ist, und mit einer kläglichen Niederlage der Philologen enden dürfte, welche nach wie vor alle Eigenart der Mitteleuropäer aus dem fernen Asien herleiten möchten.

Besonders Dr. Krause, besser bekannt unter seinem Anagramm-Pseudonym „Carus Sterne" hat in überzeugender Weise in dickleibigen Werken nachgewiesen, dass unsere Eigenart Erdgeruch habe, dass besonders wir Deutsche autochthone Aboriginer sind, die seit 5000 Jahren ihren Namen „Germanen" zu Recht tragen, den ja Simrock richtig erklärte als „Abkömmlinge des Irmun" (ags. georman) des Urmenschen". Dr. Kosinna hat das Märchen von der asiatischen Einwanderung unserer Vorfahren gründlich zerstört und Professor Virchow hat die Schädel der Pfahlbau-Bewohner unbedenklich für germanisch erklärt!

---

*) H. Reuther, Berlin, 1891.
**) Adolf Reinecke, Berlin, 1889.
***) Lüstenöder, Berlin.

Unsere Eigenart, unser Ich-Stolz lässt sich also nur aus germanisch-heidnischen Wurzeln erklären und nicht aus den oberflächlich aufgepfropften Reisern christlicher Dogmatik. „Germanisch ist für uns mehr als christlich", sagt Dr. Friedrich Lange in seinem „Reinen Deutschtum". Germanisch heisst urmenschlich!

Sehen wir also einmal zu, ob wir den jungen Trieb des Eigenseins, der „Ich-Tracht", aus den in der Vorzeit verlaufenden Wurzeln unseres eingeborenen Volkstums erklären können.

Etwaigen Einwendungen bezopfter „Germanisten" (so nennen sich lucus a non lucendo die philhellenischen Schriftgelehrten dieses Forschungsgebietes) können wir mit ruhiger Gelassenheit entgegensehen, weil wir die Erfahrung gemacht, dass dieselben in letzter Zeit ungeheuer viel Pech mit ihren Vermutungen und Meinungen gehabt und allzuoft den kürzeren gezogen vor den thatsächlichen, nicht von scholastischem und sophistischem Spintisieren und Wortklügeln abhängigen realen Funden der Anthropologen und Ethnologen. (Vgl. die Arbeiten von Dr. Kosinna-Berlin und Dr. M. Much-Wien.).

Leider sind durch römischen Bekehrungseifer, Böswilligkeit und Unverstand die Quellen der Deutschforschung bis auf spärliche Reste verschüttet worden, und die Schürfe auf altgermanisches Geistesgold muss sich mit den vielfach verworfenen Schutthalden der Ueberlieferung begnügen. Auch die nordischen Quellen der Edda und Sagar sind bereits zum grössten Teil (wenn auch nicht ganz, wie die Herostraten Bugge und Meyer behaupten) von mönchischer Klostergelahrtheit beeinträchtigt. Altmeister Bastian folgend, hat Professor Golther versucht, aus den Ueberlieferungen der sogenannten „Niedern Mythologie" das alte Gedankenerbgut wieder zu bilden, wenngleich auch er in seinen Schlüssen allzusehr von Bugge hypnotisiert ist.

Als Leitfaden bieten sich uns in diesem Irrgarten die Geheimüberlieferungen der Druiden-Orden, über welche Karolus Paulo in der Berliner „Kritik" interessante Enthüllungen brachte. In den englisch-wallisischen und deutschen Druiden-Hainen wird die Ichtracht des Deutschtums, der autochthone Aboriginer-Stolz immer noch gepflegt und die nach deren Vorbild im XVI. Jahrhundert entstandenen internationalen Freimaurer-Logen könnten sich an der nationalen Segensarbeit der in der Oeffentlichkeit leider kaum bekannten Druiden ein Muster nehmen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, den Geheimüberlieferungen der Druiden zu folgen; weitläufiges Material darüber bringt das im vergangenen Jahre erschienene illustrierte Werk von Maximilian Ferdinand: „Arische Sexual-Religion".*)

Dass nicht allein die Kelten, sondern auch die Germanen Druiden gehabt, bewies schon Professor Barth in den zwanziger Jahren. Freilich bildeten dieselben, dem partikularistischen Eigentrieb der Deutschen entsprechend, keine strenge Kaste. (Vgl. Caesar.)

Die esoterische Anschauung der germanischen Druiden, als Band zwischen der keltischen und thrakischen, welche den alten Klassikern als die höchste erreichbare Geisteskultur erschien, hat nachweislich die hellenische Klassik befruchtet. Orpheus und Pythagoras, die grössten Weisen des Altertums waren in druidischen Schulen des

*) Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Nordens gebildet worden, und der Dichtergott Apollo war ein blonder hyperboräischer Sake! Den Druiden war bereits das Grundgesetz unserer heutigen Naturanschauung bekannt: die Polarität. Droyvan, die obere Ursache, und Droyvach, die untere Ursache, erzeugen alles Sein. Als Sinnbild dienten zwei Schlangen, die aus ihrem Speichel das Schlangenei: die Welt bilden. Die Alten haben dieses Symbol im Stabe des Merkur-Hermes, des Seelenführes, übernommen, um den sich die zwei Schlangen winden, das Ei an seiner Spitze erzeugend.

Ein normannisches Sinnbild des Ich waren die Seetromben (Wasserhosen). Wasserwolke und Wassermeer erzeugten in der Berührung die Wassersäule. Noch tiefsinniger wird die positiv-neutral-negative Dreieinigkeit des Makrokosmos der Welt und des Mikrokosmos des Menschen dargestellt in dem Weltbaum „Iggdrasil". Die Germanisten übersetzen dieses Wort mit „Odins Galgen" (da Odin auch Iggr heisst, und drasil der Träger) und vermuten eine Verballhornung aus dem christlichen Kreuz als „Galgen Gottes". Simrock aber, der viel Geschmähte, hat auch hier richtiger gesehen. Iggr heisst auch der Schauer, der Allesübersehende. Iggdrasil ist also der „Träger der Weltanschauung", das Bewusstsein, modern gefasst: die „Ichtracht". Und die heutige Psychologie unterstützt die Behauptung Simrocks durch ihre, den Druiden bereits bekannten Entdeckungen der seelischen Eigentümlichkeiten. Nicht allein Philosophen wie Eduard von Hartmann, sondern auch Psychologen wie Dr. Max Dessoir, Professor Jauet und Dr. Carl du Prel haben gefunden, dass unser „Ich" nicht einheitlich ist. Das selbstbewusste wache Ich ist vielmehr eine Resultante zweier polaren Kräfte: des vegetativen Aussenbewusstseins (Instinkt) und des immanenten Innenbewusstseins (Intuition). Zwischen den Werdegeboten der materiellen Natur und den Mussgesetzen der immateriellen Kausalität glänzt das selbstbewusste Ich der menschlichen Persönlichkeit, wie die elektrischen Blitzfunken zwischen der positiven Atmosphäre und der negativen Erdoberfläche. Und daher hatte wohl schon Meister Eckart Recht, wenn er die Seele des Menschen ein „Fünklein" nannte. Nach dem Oben und Unten des Unbewussten leiten Intuition und Instinkt als „Telephonanschlüsse zum Absoluten" wie Eduard von Hartmann sagt, und der Mensch hat die verantwortungfordernde Freiheit, zu entscheiden, welcher der „zwei Seelen in seiner Brust" er Folge leisten will, dem guten Dämon oder dem bösen. Die Exteriorisationen und Hypostasen des Hypnotismus und Somnambulismus bestätigen diese Dreieinigkeit des Menschen, die auch anatomisch schon von Paracelsus lokalisiert wurde: das periphere Plexualsystem (Sonnengeflecht) ist Sitz des aussenbewussten Instinkts der Weltnatur, das zentrale Gangliensystem (Herzgeflecht) der Sitz der innenbewussten Intuition des Weltgesetzes, und das Cerebro-spinal-System (Rückenmark und Gehirn) der Sitz des selbstbewussten Ichgefühls und Seuxoriums.

Die alten germanischen Druiden verlegten daher ganz richtig das instinktive Naturfühlen in die Erdwurzeln der Iggdrasil, wo der böse Drache Neidhagr haust, die instinktive Gesetzesahnung in den Himmelswipfel Sagar, wo der weltüberschauende Götter-Aar thront, und bevölkerte den Stamm der Weltesche mit fünf Hirschen (Totentiere), welche die sterblichen fünf Sinne des Selbstbewusstseins andeuten. Die bösen Begierden von unten trägt das Eichhorn Ratatuister herauf, die guten von oben spendet die Methziege Heidrun! — So ist der Mensch ein Zwittergeschöpf zwischen Natur und Gesetz, zwischen böse und gut. Und mit Recht nannten die „Teutschen" sich nach ihrem, von Tacitus überlieferten Zweiseelen-Ahnen Teut oder „Tuist", den Simrock mit „Zwist" übersetzte. — Tuist war der Urvater aller Teut- oder Zeus-Söhne.

Hier reichen sich Mythologie und Naturlehre die Hände: die Polarität ist Ursache alles Geschehens! Was die Vorfahren aber instinktiv nur ahnten, das hat unsere exakt forschende Zeit instellektuell begreifen gelernt. Und da die Naturwissenschaft anfängt, selbst in den Schulen die überkommenen Phrasen von Brüderlichkeit und Mitleidsduselei durch ihre strenge Kausalitätslehre ad absurdum zu führen, so können sich die Philister und alten Weiber beiderlei Geschlechts nicht wundern, wenn das Kind der Neuzeit die gewonnene Erkenntnis auch im praktischen Leben anwendet.

In grauer Schöpfungsvergangenheit mag ein allgemeiner unterschiedsloser Urschlamm gewesen sein, ein Wasser, in welchem sich einträchtig die Instinkttiere zusammen fanden — in nebelhafter Weltuntergangszukunft mögen die Seelen aller zerschmetterten Erdenbewohner in den Wolken eines einheitlichen Nirvana zusammenfliessen — meinetwegen! — aber heute im nimmer rastenden Kampf der Gegenwart, kann nur ein starker Unterschied, eine kräftige Eigenart den Einzelnen zwischen Wasser und Wolken halten; der kühne Schwimmer siegt, der auf sein Ich vertraut.

Und so sehen wir in der ganzen europäischen Welt das altgermanische Ich-Gefühl wieder aufleben. Möge man es Partikularismus und Chauvinismus schmähen, es regt sich das Selbstbewusstsein bei allen Nationen, es zeigt sich die Selbstbesinnung! Selbst Ahasverus, der heimatlose, träumt von Erlösung: das Judentum, bisher unter allen Völkern zerstreut, ist sich seiner Eigenart bewusst geworden, und das Fortschreiten der nationaljüdischen Bewegung des „Zionismus“ erfreut jeden Ich-Verehrer. Der Egoismus wird die Welt erlösen! Nicht die „Majorität“ sondern — das starke Ich.

Wir schliessen mit einem Hinweis auf die Rede des französischen Ministers Yves Guyot, der am 24. Juni 1896 im National-Club in London eine Rede über die „Ethik des wirtschaftlichen Wettbewerbes“ hielt, in welchem er den kommenden Sieg prophezeite dem „individualistischen Wirtschaftssystem“, dem ethischen Egoismus!

Maximilian Ferdinand.

Politika.

Es preist sich heute jeder Schuft
Als ein gewaltger Patriot
Und nützt des Volkes tiefe Kluft
Und spielt den Retter in der Not.

* * *

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!“
Philister singt es gern in seinen Liedern,
Wenn er beim Nachtisch angekommen ist,
Und im Gesange sich einmal vergisst.

Kunst und Leben.

Theater.

Das letzte Opfer der Dramatischen Gesellschaft.

Etwas in drei Akten von Juliane Dery. Genauer lässt es sich nicht bestimmen. Auf den Titel kommt es ja auch nicht an, er kommt nicht weiter in Betracht. Die Exekution fand statt im Residenztheater von 12—2 mittags, Sonntag den 5. Juni.

Eine zahlreiche Volksmenge war erschienen und freute sich des grausamen Spieles. Nun ganz so schlimm ist es nicht mit diesen Bärenumarmungen. Sie sind nur ein brummender Scherz. Der jedesmalige Gesellschafts-Dramatiker ist eben ganz und gar in den Händen der Gesellschaft; sie umschliesst ihn nur einmal, aber sehr energisch in Entrüstung oder Bewunderung.

Und diesmal war's Entrüstung. Aber warum? Ein Drama war's freilich nicht, um das es sich hier handelte, schwerlich auch wird die Dery uns mit einem Drama, mit einer ruhig geförderten Handlung, beschenken können. Höchstens als sternaltes braves Grossmütterchen. Es ist Wienerei in drei Akten. Oder eigentlich die Juliane Dery, die tolle lebensprühende Ungarin selbst, zu lebendig zum Leben, zu temperamentvoll zu irgend welcher Handlung und Entwicklung. Und das Temperament trägt diese Personen dahin, wohin die Handlung sie tragen sollte: sie toben sich weiter, sie regen sich auf — und von dannen.

Es sind Stücke von Stücken; es sieht auch mal, im 2. Akte, nach einer Art toller Ehekomödie aus, grade weil der Herr Schwiegersohn so ein sauberes Früchtchen ist, soll er in die Strafkompagnie des Amor eingereiht werden, soll er das Mädchen heiraten.

Doch diese kochenden Gerinsel lösen sich immer wieder auf, wie die dampfenden Schwefelgebröcke auf der kalkblauen warmen Quelle des Anio bei Tivoli.

Und doch, man braucht sich nicht so zu entrüsten. Muss es denn grade ein Drama sein? Kann man sich nicht mal von einem so vorzüglichen Temperament zwangslos unterhalten lassen, diesen gymnotus electricus mit seinen unausgesetzt sich folgenden Entladungen auf sich wirken lassen? Warum diese zischende Ablehnung? Jemand perorierte: „das ist doch unerhört" — Und das Frauenzimmer kann was, ich habe Novellen von ihr gelesen . . . . Aber dieses: die reine

Posse — Anzengruber, Treptow, mein Leopold!“ Nein, Verehrtester! Das ist Philistertum. Dies künstlerische Nichts ist ein vitales Etwas und steht hoch über manchen Possen, die eine Saison überleben.

Sudermanns „Johannes, der Täufer“, den ich in der letzten Aufführung dieser Saison kennen lernte, ist der Deckel zu dem Opus der Dery: da ist Drama, nur Drama, kunstgerechter Handlungsgang. Aber keine Tragödie, da fehlt Fall und Grösse. Doch ein Schauspiel, nur zum schauen, voll Gepränge, voll Spannung, voll Handlung, doch ohne Leben.

Sag, Sudermann, was bliebst du auch nicht im Hinterhause? Da warst du doch am besten aufgehoben.

Was trieb dich von da aus der Heimat in den Winkel, was trieb dich auch in die Wüste? Bleib du doch in Berlin W.! das ist der Kreis, der deiner wert.

Von Wucht des Prophetentums keine Spur. Johannes ist Hans Schreier, der Mime. Nur der böse Backfisch vom Stamm Juda fin de siècle, Salome, hat gute Momente. Wie schon überhaupt in der heutigen Modedramatik nun einmal das Weib Trumpf ist. Vor Allem auch bei Hauptmann; „Vor Sonnenaufgang“, „College Crampton“: nur das junge weibliche Wesen bringt die Dichtung hinein, und „die versunkene Glocke“ sollte Rautendelein heissen. Höchstens der Waldschratt kann sich noch bei ihr sehen lassen.

Also Fräulein Dery, nicht entmutigen lassen, wieder etwas Eigenes!

Peter Hille.

Neue freie Volksbühne: Das neue System von Björnson.

Sonntag, am 12. Juni.

Es ist die freie Volksbühne eine grosse, verständnisvolle Kunstfamilie, eine Gemeinde des bildungsfrohen Menschentums, der in der Regel die besten Sachen geboten werden. Gehört doch der Vorstand zu jenen Übergangsförderern, zu jenen auserlesenen Menschen, die einer Kirche nur angehören, um des Bedürfnisses derer willen, denen sie etwas sein können.

Kindervorstellungen ausgenommen, giebt es keine Aufführungen, die ein so lebhaftes Einvernehmen zwischen Darstellung und Zuschauerschaft beseelt, wie grade diese!

Aller Unterschied des Geldbeutels ist aufgehoben, Lose bestimmen die Plätze; wer heute Tribüne hat, über einen Monat wird er Loge ziehen. Das neue System von Björnson war ein guter Griff. Bei uns liegt immer so ein Wort und Gedankenschleier über den Äusserungen des Dramas. Pralle naturfrische Unmittelbarkeit aber überrascht uns in Björnsons Drama. Norwegen ist nicht so ein grosses schwammiges Phrasenvaterland, da ist nicht so viel zu überwinden, es ist noch Heimat darin zu finden, Naturmühe und Sinnesfrische. Und es ist eine Freude, wie unmittelbar die Sittenempfindung diese Menschen noch — und schon — beeinflussen kann!

Solche Aufführungen wie die letzte Darbietung der neuen freien Bühne wären so was nach dem Herzen Schillers: die Bühne als Erziehungsanstalt. Aber phrasenlos, in Handlungen, nicht in Worten.

Björnson führt seine Dichtung — die ja eigentlich in letzter Linie strenge Tendenzdichtung ist, eine Tendenzdichtung in ihren Ausläufern, in dem Fortrennen, dem unnötiggrausamen Von-Hause-wollen, in dem durch Sinnesänderung des Vaters wieder wohnlich gewordenen Hauskreise; (das Mädchen muss natürlich den Notanker aller Emanzipierten ergreifen und Lehrerin werden, als sei dies der einzige Stand, wo man immun wird gegen häusliche Infektion) — lebensunmittelbar ganz durch.

Und dieser Auffassung entsprach das Spiel; ganz besonders hervorzuheben,

weil aus seiner dürftigen Rolle alles Leben herausholend, war der Darsteller des Bureauchefs.

Diese verblüffende Korrektheit!

Noch Eins! Warum steht die „Freie Bühne“ und „Dramatische Gesellschaft“ nicht gleich sicher da in ihren Auswahlen?

Wenn man moderne Richtuug im Anschluss an Verlage und Autorenzirkel, wie die um Fischer, später vielleicht um Schuster und Löffler, und hätten's die Umstände andersgefügt, um die von Storm's Gnaden pflegt, ausschliesslich deren Produktionen auf die Bühne bringt — wozu dann erst die grosse Begebenheit, das Witzeln und Spötteln, die heilige Entrüstung, das Fiebern von Werk auf Werk? — zu Kliquen hätt's bei den Alten auch noch gelangt. Und die waren nicht einmal so arg.

Peter Hille.

Malerei u. Plastik.

Das diesjährige grosse Kunstmanöver im Ausstellungspark.

Es ging wie ein grosser Schrecken vor ihm her.

Es hiess: es würde diesmal ganz besonders strenge zugehn. Und es soll vorgekommen sein, dass die schmucksten und strammsten Rekruten zurückgewiesen wurden, wenn sie einen malpropern Eindruck machten und die Binde etwas schief sass.

Ich wappnete mich mit Todesverachtung und machte mich mit dem Gedanken vertraut, für einige Stunden zur Sammellinse zu werden und meinen armen Kopf dem doppelten Kreuzfeuer der aus Truppen aller Farben hierher zusammengezogenen Streitkräfte auszusetzen.

Doch noch in einem andern Sinne sollte das Ausstellungsterrain für mich ein Schlachtfeld werden.

Galt es doch mir eine Freikarte zu verschaffen, um für den „Eigenen“ als Kriegsberichterstatter überall mich umsehen zu können.

Aber das ging nicht so schnell!

„Da müssen sie sich schriftlich an den Vorstand wenden, dann wird Ihr Schreiben der nächsten Generalversammlung vorgelegt werden; vierzehn Tage bis drei Wochen werden immer darüber hingehn, ehe Sie Bescheid haben.“ —

Nun aber, einmal da auf dem Terrain, wollte ich auch nicht wieder unverrichteter Sache abziehen.

Und so kostete ich denn den Reiz, den der Gang über ein totbelebtes Schlachtfeld bietet, zur Genüge; jeder Saal stellte mich einer frischen Truppe mit einem neuen Oberbefehlshaber, blau in weisser Mütze, gegenüber.

Indes, es fand keine Razzia statt, unangefochten konnte ich meine Streife vollenden.

Und das Resultat?

Ja, und das Resultat?

Erst mal Atem schöpfen!

Da vergeht Einem ja Hören und Sehn! Ein Farbenorkan von mehrstündiger Dauer, halte ihn aus, wer da kann und mag!

Indes — etwas gelinder war's doch als wie in den letztvergangenen Jahren; die Zuversicht auf eine Erleichterung, mit der man diesmal ans Werk heranging, ganz zu Schanden ward sie nicht.

Wenn nur nicht eben das Bessere an dem so viel dichtermaschigen Drahtnetz hängen geblieben ist!

Viel Buntheit auch diesmal an den Wänden, aber nicht so schreiend, nicht so zerrissen wie damals, als die neuen Richtungen uns nur so aufbrachen.

Aber auch viel Art, viel schmucker Farbenfrieden schon jetzt bei halbem Hinsehn.

Im Allgemeinen giebt ja der erste Ueberblick mehr eine traurige Stimmung: er zeigt uns die so ungefähr bleibende Statistik, das unveränderte Mittelgut, den Durchschnitt, die breite Fläche des Philisteriums auch in der Kunst.

Und dann diese Verschiedenheit! — „fehlt leider das geistige Band!“ So vielerlei Götzen! Von dieser grossen, alles zusammenfassenden geistigen Kirche, deiner Tempelkunst, mein lieber Fidus, noch immer keine Spur!

Aut Caesar, aut nihil!

So thust du Recht, dass du fortbleibst von den vielen Leuten, worunter nur so wenig Menschen sind!

Und das Wunderbare, davon Ibsens Nora immer so tiefsinnig phantasiert, das Unerhörte, wo bleibt denn das? Es müsste doch zu erblicken sein, es müsste Einem doch sofort an den Hals fliegen, wie ein tolles Töchterlein, wenn Vater von der Reise kehrt!

Nichts, nichts zu erblicken!

Ja doch!

Eine grosse Sache und so viel Leute davor!

Aber das ist ja — Anton von Werner!

Ein etwas trübes bureaukratisches Abendrot des deutschen Reiches — Wilhelm I. auf dem Sterbelager!

Ja, wenn nur so etwas in die Augen springt, dann wollen wir lieber zuwarten und näher an die Sache herangehn. Nunmehr aber treten auch diese braven Gefühlswerte für gute Patrioten etwas zurück, sie wirken nicht mehr so aufdringlich, störend.

Sonst sehr wenig Gruppen, sehr wenig Bemerkungen bewundernder oder aber entsetz'er Art, wie ich einmal von einer älteren Dame hörte, die bei Keller und Reiner sich Teppiche ansah und dabei die Munch-Ausstellung passieren musste. „Ja“, dabei erhob sie das Lorgnon — „ja, wird denn derlei gemalt? Wer kann denn wohl sowas kaufen? Ich möchte das nicht in meinem Zimmer haben, und wenn's mir auch geschenkt würde.“

Unbeeinflusst durch genauere Ansicht, so recht frisch und voll guten Willens, mit hochgesammelter Erwartung, voller Begierde, mein Urteil recht oft und recht stark widerrufen zu können, so kann ich nun wieder hingehn.

Ich habe noch keine Besprechung gelesen, also auf Wiedersehen im August!

Peter Hille.

Salon Schulte.

Da ist F. Hoffmann von Fallersleben mit seinen liedschlichten westfälisch-sinnigen Landschaften. So ein von dichtem, bis hoch hinan angeschmiegtem, gleichsam märchenlauschendem, Epheu umfangenes Schloss, blühende Kirschbäume. . . . Vor allem aber die Zeichnungen zu Liedern seines Vaters. „Im Walde möcht ich leben“ so recht breitstämmig gemütlich. „Alle Vögel sind schon da“, wie fein und lebendig die flink punktierten Zwerge. „Willkommen lieber Frühling.“ Das Gedicht stammt doppelsinnig aus 48. Hoffmann von Fallersleben ist der Sohn seines Vaters; aus einer Seelenwanderung der Kunst heraus singt er dessen Lieder mit dem Zeichenstift. Einmal habe ich Hoffmann von Fallersleben gesehen. Es ist mir das eine der liebsten ehrfürchtigsten Kindheitserinnerungen. Ich war damals ein Knabe von etwa zwölf Jahren, und besah mit meinem Vater all die vielen Äbte an den Wänden, die in meiner Lieblingsfarbe, dem brennenden Rot sich brüsteten. Wo aber ein arger Sünder gewesen, da war eine Lücke. So ein

Ehrengericht in effigie. Da öffnet sich die Thür, und ein alter Herr trat heraus: „Das ist Hoffmann von Fallersleben", sagte mein Vater. Wie ich da gucken mochte, wie ich vor der weissen Taube des deutschen Volksliedes, die hier in Corvey ihr spätes Nest gefunden hatte, die Mütze ziehn durfte. Wie märchenhaft ehrwürdig erscheint mir noch die schlanke, gebeugte Gestalt mit langem, weissem Haar!

Dieser Stolz, als er mich — ja mich — freundlich wieder grüsste!

War es mir nicht schon da, als würde er mein geistiger Pate? So eine freudig geheimnisvolle Intimität leitete sich ein, ein Mitwissen!

Dichter sind innerlich schon sehr früh fertig und so bestimmt in dieser ihrer Ahnung; es giebt Dichter von fünf Jahren. — Auch sonst war Schönes da. Eine Landschaft von Verboeckhöven: eine Schafherde mit ihrem treuherzig-einsamen, einsam gutmütigen Augengold und blauem, klarem Rauch und einsam suchenden Höhenzügen. Von Stuck ein paar Faune, die in ihrer warmderbziegigen Hose und rotbrauner Kraftfreude aufeinander losfuhren und lachend sich mit ihren Kokusnussschädeln bearbeiteten, einander aber nichts anhaben konnten. Von Adolf Schreyer ein recht schreiender Beduinenkampf, die grüne Fahne des Propheten, lange Flinten mit Kolben wie Trompetenränder. Und dann ein Italiener: Hühner, Katzen, alles drängt sich in derselben prächtigen Animalität zu den fetten Maccaroniresten, die lachend satte Kinder ihnen neckisch wetteiferfroh zukommen lassen.

Peter Hille.

Salon Ernst Zäslein.

Leipziger Strasse 128. — Eintritt frei.

Hier war ein Unikum zu sehn: ein echter Meisterschüler, will sagen ein selbstmeisterhafter Schüler. Denn Rüdisühli aus Basel kann sich neben Meister Böcklin sehn lassen. Er stilisiert und variiert die Erfindungsschätze des Züricher Genius.

Da ist ein Langgemälde: „Der verlassene Park". Das ist ein Marsfeld, auf dem alle Farbentruppen aufmarschiert sind. Man sieht förmlich den wohlgefälligen Blick des Malers, wie er die kunstgerechte Anordnung der Leuchtwerke auf der gewaltigen Fläche noch einmal überprüft, diese Tonleiter der zierlich dichten Mauerfransen, wie ihre kleinen herzrunden Blätter vom hellsten Blutrot niedersinken bis zum tiefsten braunen Bass, und wie aus dieser Verloschenheit dann wieder aufspringen die wasserkühlen zureifen Breiten grosser Blattpflanzen und hinüber winken zu den fernen sonnereichen Wipfeln als ihrem glühenden Gegenton.

Und dann diese schweren Moosbärte an den Wurzeln abgestorbener Bäume!

Ein anderes Bild: Hier verlieren sich auf einer unermesslichen Wiese mit zartstrotzenden, leicht verletzlichen Herbstzeitlosen, in Gefahr und liebreizender Schutzlosigkeit dem verderblichen Weibe vergleichbar, rötliche Kühe. Eine wendet uns voll ihr grosses, ernstes Haupt zu, gleichsam die verkörperte Frage der Arbeit. Ein gewaltiger Baum mit herbstrehrostrotem Laub. Fluss und Landschaft bewegen sich im Unlautern, das schmale Band des Wasserlaufes ist grün und die Baumgruppen des jenseitigen Ufers heben bläuliche Düfte.

Dann war ein in der Hauptsache verunglückter Spätling von Uhdeck. Christus tritt in die Hütte eines Armen. Die neugierig haltlose Unterlippe des Kindes ist ganz gut, aber Jesus sieht auch innerlich gar zu gewöhnlich aus.

Fein wirkt ein Hubertushirsch von Franz Stuck. Dieser scharffeine, gleichsam eifernde und furchtbare Gewalt in

seinem zarten Zittern kundgebende Reif mit Kreuz, die astartige Vergabelung des Geweihs, und wie nur ein schmaler heller Streifen durch Wald und Himmelsdunkel die Grenze zieht zwischen Diesseits und Jenseits, das ist einfach meisterhaft.

Peter Hille.

Lyrik.

Hans Bethge: Die stillen Inseln. Ein Gedichtbuch.

Verlag: Schuster und Löffler-Berlin.

Der Glanz jugendlicher Schönheit ruht auf diesen Dichtungen, den schlichten Offenbarungen einer zarten Träumerseele, mit allen ihren heissen Wünschen und frohen Erwartungen, ihrem jugendmächtigen Sehnen nach den stillen Inseln phäakenstolzer Herrlichkeit. Es ist das alte geheiligte Lied von der Sehnsucht, wie es in den Herzen eigener Menschen von jeher gelebt, wie es die Dichter zu allen Zeiten gesungen; bald silberhell wie jubelnder Lerchenton, bald zagend und weh wie von verhaltenen Thränen. In berauschendem Duft und lockenden Farben ahnt unser Dichter das Land seiner Fahrten, „dahin der Weg so grausam unbekannt“:

„Im hohen Meer von Schönheit übersonnt,
Durchblüht von Blumen, die kein Auge sah,
Erfüllt von Klängen, die kein Ohr empfand,
In Düften, die wie Kindermärchen sind.
So liegt das Reich.“

Und selten wurde ein lyrisches Credo in so wundersame Weisen gekleidet, wie in den folgenden Strophen:

Ziel.

„Ich kühle mit dem Tau der Erde
Die Stirne, die in Schwachheit fiel.
Des Lebens ringende Beschwerde,
Dass sie zu froher Demut werde,
Ist meiner Sehnsucht letztes Wanderziel.

Schon ist mir oft in Glockenstunden
Ein Schein der grossen Stille nah.
Ist nur der Weg erst ganz gefunden,
So ist er auch schnell überwunden.
Und tröstend sind die guten Triebe da.

Die Triebe, die aus leerster Heide
In diese Äcker mich gelenkt.
Noch schläft das keimende Getreide.
Wird es zur Lust? Wird es zum Leide?
O dass es mir die Frucht der Stille schenkt!“

Letzte Fahrt.

„Ich möchte heimlich still hinüberschreiten,
So wie der Abend in die Nacht verrinnt.
Es sollen süsse Lieder mich begleiten
Zu meinen Inseln, die beglückend sind.

Ich möchte sterben schön und ohne Fehle
Und noch im Tode reich an Sehnsucht sein.
Und möchte fühlen, wie die freie Seele
Mit Klingen zieht zu ihren Himmeln ein.“

„Der Knabe“, „In Glück“, „Niedergang“, „Die Erwählten“, „Unfern Husum“, „Komm“, sind Poesien, aus denen hellenischer Friede, eine fast antike Lebensglut wie aus krystallenen Schalen voll kühler Labung sprudeln.

Und dafür, das Bethge im Gegensatz zu vielen unserer „modernen“ Lyriker, auch über innige Lebenstöne verfügt, sei zum Schluss noch auf folgendes kleine gebetschöne Poem aus dem Cyclus „Auf eine Tote“ verwiesen:

„Ihr Auge war so sterbens-, sterbensmatt,
Die Sonne schien auf ihre Lagerstatt.
Sie sah mit Lächeln in das süsse Licht,
Sie ahnte alles, doch sie klagte nicht.
Die Sonne ging, sie sah dem Scheiden zu,
Dann weinte sie und legte sich zur Ruh.
Und als der Abend still gekommen war,
Lag schon ein Kranz auf ihrem Mädchenhaar.“ — — —

R. S.

Wilhelm Schäfer:
Zwanzig Dehmelsche Gedichte.

Mit einem Geleitbrief des Herausgebers und dem Bilde des Dichters. Verlag: Schuster & Löffler, Berlin.

Selten wurde ein Künstler durch so viele litterarische Rüpeleien unserer gesitteten und wohlerzogenen Kunstwelt geehrt wie Richard Dehmel. Nicht minder selten wurden dieselben allerdings so kühl aufgenommen wie hier.

Ich für mein bescheiden Teil muss meinen sittlichen Defekt offen eingestehen und bekennen, dass ich von moralischen Posen, wie sie Dehmel gegenüber aufgeführt werden, kein grosser Freund bin; doch räume ich gern ein, dass er manch eine Geschmacklosigkeit — namentlich von früher her — auf dem Kerbholz hat. Aber mein Gott! so'n paar lumpiger Nuditäten halber kann man doch einen Kerl wie Dehmel nicht aus unserem deutschen — rationell geforsteten — Dichterwalde expropriieren. Das geht denn doch nicht; sintemalen wir an übergrossen, kräftig-knorrigen Baumriesen nicht grade kranken.

Richard Dehmel will eben in ganz besonderem Maasse als Persönlichkeit, in allen ihren Beziehungen zur Welt nur Menschen, und nicht nach einzelnen seiner Dichtungen beurteilt sein.

Nur so, von diesem höheren Gesichtspunkte, werden wir ihn recht verstehen können, werden wir ihm manches verzeihen, vor allen Dingen ihn aber achten und lieben lernen. Wer sich davon überzeugen will, welch eine gewaltige, trotzige Kraft in Dehmel gährt und ringt, der versuche es mit diesen zwanzig Gedichten, sie bieten ein treffliches Bild seiner reichen Begabung. Der Geleitbrief von Wilhelm Schäfer ist trotz der ihm eigenen Kürze und Knappheit des Stils ein etwas langathmiges Plaidoyer. Wozu sich denn gar so sehr abrackern! Nirgendso wie in Kunstdingen gilt Goethes Wort: „Wenn Ihrs nicht fühlt, Ihr werdets nicht erjagen!" und schliesslich haben auch alle Bemühungen, „die Kunst zu popularisieren", nur einen sehr relativen Wert.

R. S.

Romane u. Novellen.

Otto Julius Bierbaum, Stilpe.

Verlag von Schuster & Löffler, Berlin.

Ein document humain et littéraire ist Bierbaum's „Stilpe", ein Roman „aus der Froschperspektive", der allgemein menschliche und rein litterarische Ausblicke eröffnet, letztere im dritten Buche vielleicht zu reichhaltig und augenscheinlich in der Profilzeichnung nach lebenden Modellen zu sehr von persönlichem Interesse diktiert. Zudem erscheinen diese litterarischen Kapricen, trotz aller Bemühungen des Verfassers, in zu losem Zusammenhang mit der Hauptsache, der Lebensgeschichte des Originals Stilpe. In der Charakterzeichnung seines Helden hat Bierbaum sein Bestes gegeben. Der Kerl hat Leben. Leben bis zur tollsten Höhe, — und weltsatte, weltverachtende, lustmüde Sterbensnacht Die „nackte Lust am Schönen" lockt mit weissen Armen und zieht uns in einen Kreis von seltsam krausen und doch so greiflichen Ideen. Und ist auch der Untergang dunkel und traurig, — genial ist er doch und eigen bis zum letzten Augenblick. . . Dies in kurzen kondensierten Zügen das résumé des Romans „Stilpe", eines der anregendsten und eigenartigsten Bücher, die je geschrieben wurden, ein Höhepunkt in der schriftstellerischen Entwicklung Bierbaums, der schwer zu überbieten ist.

Theo Schäfer.

Ernst Thoma: Eine Lebensgeschichte.

Verlag von Karl Henckell, Zürich.

Wie Bierbaums „Stilpe“ so ist auch dies ein Buch der Jugend. Einer reichen, jugendlichen Entwicklung gilt der grösste Teil desselben. Aber es giebt in seinem poetischen Gehalt ungemein viel mehr als „Stilpe“. Man schauert und schluchzt vor Wonne, man lächelt und weint beim Lesen: man fühlt und geht mit. Nicht zum geringsten Teile mag dazu beigetragen haben, dass Bekenntnisse aus dem eigenen Leben des Verfassers hier zu Grunde gelegt sind. Trotzdem ist es in seiner Anschauung nicht einseitig. Ein freier Blick auf die verschiedensten Lebensphasen zeichnet dies Buch vor allem aus. Auch hier ist das Kapitel der „Jugendsünden“ eingehend und von dem gleichen frei-pädagogischen Standpunkt behandelt: „Wir Menschen sind zu schnurrige Leute. Wir wenden Fleisch und Geist auf, um uns in dieser Weltwildnis zurecht zu finden, dass uns ja nichts Verborgenes überrasche, . . . überall leuchten wir hinein, . . . aber gerade da, wo ein bischen Licht unnennbar wohlthätig wäre für unser eigenes Sein mit Allem was in ihm sich sehnt und zum Wachstum strebt, — — da heisst es Vorhang 'runter — da können wir uns nicht genug thun mit Verschweigen und Verheimlichen“. Das sind Worte eines ehrlichen Wahrheitkämpfers. Wo indessen der Dichter zu Worte kommt, da ist seine Sprache in leuchtende Schönheit getaucht, alles Rohe gemildert, wie überhaupt in seiner ganzen Schreibart sich Realistik und Phantastik paart und die letztere im Gegensatz noch zu erhöhter Geltung kommt. Das Beispiel einer Schilderung mag dies zeigen: „Feierliche Sterne entzünden sich am festlichen Himmel, und der Kronleuchter des Mondes brennt in ihrer Mitte mit silbernen Flammen. Fein und bräutlich und von zarten Nebeln überhüllt schreitet die Nacht zur Erde. Zum Meere beugt sie sich im Vorbeiwandern nieder, und sieht ihr Spiegelbild in der Tiefe glänzen mit Traumgold und Taujuwelen, und das Land fernhin, Düne, Wald und Feld, dämmert auf im Wiederschein der Königin!“ Echte, lautere Poesie flutet auch durch die wonnige Liebesscene (S. 242 — 262); in dieser Beziehung der Höhepunkt des ganzen Werkes. Die Schönheit triumphiert darin, aber nicht mit lautem Wortebrausen, sondern in stillen, zauberreichen Stimmungen, in goldenen, weichen Tönen, in der Sphärenflut sanfter Harfensaiten oder in neckischen, lichttrunkenen Elfenspielen. Der Held dieser Lebensgeschichte, den man von Anfang an liebgewinnen muss, weil sich so manche ihm verwandte Saite auch in unsrem eigenen Innern regt, wird durch sie zu Klarheit und Selbsterkenntnis gebracht. Nach streng religiösen Kinderjahren, nach heissen Kämpfen zwischen seiner anerzogen asketischen, nazarenischen und der erst unbewusst sich geltend machenden sinnlichen, hellenischen Natur, umhergetrieben in verdüsternden Stürmen zwischen Vorstellungs- und Handlungswelt, greift er nun endlich selbstthätig, eigenbewusst in sein Leben ein, sich loslösend von allen zwingenden, jesuitischen Traditionen, und zum Schluss finden wir ihn als Freidenker und Wahrheitskämpfer dem neuen Leben entgegenschreiten. „Wie so anders nun leuchtet mir Leben und Welt! Wie so heimisch nun ward mir mein irdisch Gezelt! Stunden oft rast' ich und rege mich kaum . . . Land der Schönheit! Land der Sehnsucht! Zu deinen Ufern strecke ich meine Arme aus . . . durch Qual und Dunst fiel dein Glanz in meine Oede, und im Lärm frecher Tage hat mich dein reiner Klang getroffen. . . . . Nimm mich auf, brausende Welle, wirf um mich dein leuchtendes Kleid, lass wie Tau der Gnade weisse Schaumesperlen über mich regnen und ein Königskind unter

blauen Baldachinen, trage mich zu jenem Gestade. . . . . In scheuen Träumen sinke ich nieder und küsse deinen Boden, Land der Sehnsucht, . . . Land der Schönheit". . . Und nun finden wir am Schluss die kleine, bedeutsame Anmerkung: Ende des ersten Buches. Also folgt eine Fortsetzung dieses gehaltvollen Werkes, auf die man wohl gespannt sein darf. Jedenfalls führt der zweite Band der „Lebensgeschichte" den Helden in heisse Lebenskämpfe, zu denen der vorliegende erste Band nur ein Vorspiel war. Die Handlung wird dann vor dem poetischen Auslebenlassen in den Vordergrund treten; und doch ist die in Aussicht gestellte Fortsetzung ohne die Jugendentwicklung, die das erste Buch in so reichen Farben enthüllt, nicht denkbar. Sehen wir also zu! —

Theo Schäfer.

Sexual-Psychologie.

Die Tagebücher
des Grafen August von Platen.

Herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

In der No. 20 der „Blätter für litterarische Unterhaltung" vom 13. Mai 1897 hat Karl Busse den ersten Band der leider nun nicht vollständig veröffentlichten Tagebücher des Grafen Platen besprochen, dabei aber einen Hauptzug des Wesens Platens nicht ganz richtig aufgefasst, es sei uns daher hier gestattet, noch einige Worte jener Besprechung hinzuzufügen.

Bis zur Veröffentlichung des Tagebuches war es immerhin erklärlich, dass Viele die Neigung Platens zu seinen Freunden lediglich auf ein etwas übertriebenes Freundschaftsgefühl zurückführten, denn die Liebesgedichte Platens, als Produkte seiner dichterischen Phantasie aufgefasst, zwangen nicht notwendiger weise dazu, in ihnen den Ausdruck persönlicher Gefühle zu erblicken.

Seitdem wir aber durch die Tagebücher Platens einen völligen Einblick in die innersten Regungen seines Herzens erhalten haben, ist ein Zweifel nicht mehr möglich, dass es sich bei Platen nicht um blosse Freundschaft, sondern um Liebe handelte.

Was jeder unbefangene Psychologe längst aus seinen Gedichten und aus dem, was wir von seinem Leben wissen, erraten hatte, ist nunmehr durch die eigenhändigen Aufzeichnungen dieses Sprachgewaltigen vollauf bestätigt worden; es kann als festgestellt gelten, dass Platen sich nicht zu Personen des andern, sondern solchen des eigenen Geschlechts in Liebe hingezogen fühlte, dass er mit andern Worten ein sog. Urning war.

In den Tagebüchern tritt uns das typische Bild eines echten Urnings entgegen, eines charakteristischen Vertreters dieser bis noch vor kurzem so wenig gekannten und verkannten Menschenklasse der Konträrsexualen, welche die neuere Forschung so eingehend studiert hat.

Man meint oft geradezu eine der Autobiographieen der Psychopathia sexualis von Krafft-Ebing zu lesen. Ebenso wie dort die Konträrsexualen ihre anomale Leidenschaft in pathetischen und überschwenglichen Tönen schildern, so beschreibt Platen seine Gefühle zu seinen Freunden, aber nur noch glühender und leidenschaftlicher als jene. Wäre zur Zeit der Abfassung des Tagebuches die Psychopathia sexualis schon erschienen gewesen, so würden wohl die Gegner von Krafft-Ebing behaupten, Platen sei erst durch dieselbe beeinflusst worden.

Kein Normaler hat wohl seine Geliebte inbrünstiger angebetet und gepriesen, keiner den Schmerz unerwiderter Liebe,

die Qual unverstandener Gefühle erschütternder zum Ausdruck gebracht als er.

Seine Herzensergüsse nehmen mindestens ein Drittel des dicken ersten Bandes des Tagebuches ein, immer und immer wieder musste er der Macht seiner Gefühle gehorchend das, was er Niemanden anzuvertrauen wagte, zu Papiere bringen.

Alle Thorheiten und Eigentümlichkeiten des jugendlichen Verliebten finden wir bei ihm wieder. Das von dem angebeteten Freunde zurückgelassene Taschentuch presst er inbrünstig an seine Lippen; die Stunden, da er den Geliebten nur erblickt hat, vermerkt er in seinen Büchern; in schmachtenden Gedichten besingt er den über alles teuren unvergesslichen Mann.

Platens Neigung zu gewissen jungen Leuten seiner Umgebung war eben die reinste, glühendste, leidenschaftstärkste Liebe, keine ruhig besonnene Alltags-Freundschaft. Das wird einem besonders dort sofort klar, wo er wirklich einmal in das Verhältnis der letzteren tritt.

Über die gewöhnlichen Freunde schreibt er ganz anders als über die andern; seine Empfindungen ihnen gegenüber sind kühlerer, gleichgiltigerer Natur als die den Geliebten gegenüber.

Eine unentrinnbare Macht, eine süsse Dämonie schwebt über der Freundesliebe des Dichters. Nicht erst durch längeren Verkehr, wegen ihrer moralischen und intellektuellen Eigenschaften, hat er sie schätzen lernen, nicht erst in Folge einer beiderseitigen Übereinstimmung in Weltanschauung und Lebensauffassung (was doch das Wesen der Freundschaft bildet) ist er ihnen näher getreten. Nein, beim ersten Anblick, ohne je ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben, ohne zu wissen, ob sie seiner Freundschaft wert sein würden, entbrannte er in glühender Leidenschaft zu diesen Freunden.

Er, der junge Offizier, der Platen damals war, giebt sich natürlich keine Rechenschaft über die Natur der Anziehungskraft, die manche junge Leute seines Alters auf ihn ausüben, er beschreibt die schöne schlanke Gestalt Dieses, das hübsche Gesicht Jenes; um sich selbst seine Gefühle zu erklären, schmückt er den Gegenstand seiner Anbetung mit allen erdenklichen Vorzügen und ist überzeugt, dass lediglich diese Eigenschaften, welche er bei den Geliebten vermutet, ihm ihre Bekanntschaft so besonders begehrenswert erscheinen lassen.

Die konträre Sexualempfindung Platens bietet uns erst den Schlüssel zum vollen Verständnis seines Wesens und seiner Kunst. Sein anomal geartetes Gefühlsleben ist es, das das Disharmonische, Zerrissene, Unbestimmte, Zaghafte in Platens Charakter erklärt. Kein Biograph des Dichters wird fürderhin seine Anomalie ausser Betracht lassen dürfen.

In den Jahren 1813—1817, über die das Tagebuch sich ausdehnt, ist Platens Gefühl zweifellos völlig rein geblieben; es ist selbst der Schatten einer Vermutung ausgeschlossen, dass Platen die Grenzen der platonischen Liebe überschritten hätte. Er war sich ja selber über die Natur seiner Gefühle nicht klar, er glaubte nur Freundschaft zu empfinden; lediglich an zwei Stellen des Tagebuches dämmert ihm die richtige Erkenntnis, aber er hat immer nur mit Abscheu von der Männerliebe reden hören als eines schimpflichen Verbrechens, dass er, der ideal angelegte Jüngling, nicht begreifen kann, wie in ihm derartige Gefühle entstehen sollten.

Auch hier die Ähnlichkeit mit dem Gedankengang mancher Urninge der Psychopathia sexualis, welche anfänglich ihre Empfindungen nicht verstanden und erst später mit Schrecken einsehen mussten, dass sie Personen ihres eigenen Geschlechts leidenschaftlich liebten.

Ob Platens Liebe auch später den platonischen Charakter bewahrt hat, ob dies namentlich während seines Aufenthaltes in Italien der Fall war, wollen wir nicht untersuchen, es ist dies aber auch ganz gleichgiltig für das Wesen der Leidenschaft Platens. Denn wenn Platen seiner Natur nach für junge Leute und nicht, wie der normale Jüngling, für Mädchen in Liebe erglühte, wenn dieser Zug ihm angeboren war, so wird jetzt die Handlung, welche ihm Heine vorgeworfen hat, eine ganz andere als die landläufige Beurteilung finden. Dann wird auch die aus Unkenntnis mit der Natur der konträren Sexualempfindung und aus Vorurteil entsprungene Bezeichnung hierfür als Laster und Verirrung unangebracht sein.

Platen beweist uns die Richtigkeit der Behauptung moderner Gelehrter, dass die konträre Sexualbildung nicht Laster, sondern angeborener Naturtrieb ist.

Er ist ein treffendes Beispiel dafür, dass hochintelligente, ideal angelegte Männer mit dieser Anomalie behaftet sein können. Gerade Platens Selbstbekenntnisse zeigen uns die ganze Ungerechtigkeit des bisherigen Verdammungsurteils, welche sogar Gebildete über die Urninge fällen; die Härte eines Vorurteils, das solche Leute zu Verbrechern stempelt.

Wenn Platens Tagebuch auch nur den Vorteil hätte, einen weiteren Beitrag für die Unhaltbarkeit eines die Urninge bestrafenden Gesetzes (§. 175 St. G. B.) zu liefern, so müsste man dem Dichter dankbar dafür sein, dass er uns seine innersten Gefühle in seinen Bekenntnissen offen anvertraut hat.

Dr. E. G.

Dr. med. Hirschfeld:
§ 175 des Reichs-Strafgesetz-Buches. Die homosexuelle Frage im Urteile der Zeitgenossen.

Verlag von Max Spohr, Leipzig.

Dem Königl. Hannoverschen Amts-Assessor Carl Heinr. Ulrichs gebührt der Ruhm, der erste gewesen zu sein, der in zahlreichen Schriften die Frage der Homosexualität mit anerkennenswerter Kühnheit und Energie, mit Scharfsinn und tüchtiger Sachkenntnis behandelt hat. Er bewies in einwandfreier, wissenschaftlicher Form, dass der inverse Geschlechtstrieb durchaus kein spitzfindiges Raffinement lüsterner Menschen, sondern eine berechtigte und wahrlich nicht geringwertige Form der Liebe sei. Ihm vor allen andern werden daher unsere Homosexuellen dankbar sein, denn er besass den Mut, den nur wenige besitzen, allen Anfeindungen und Verhöhnungen zutrotz, den ersten Samen auf ein verödetes Feld zu streuen. Nach Ulrichs beschäftigten sich eine ganze Reihe anderer Autoren mit der homogenen Liebe; auf medizinischem Gebiete keine Geringeren als Krafft-Ebing, Moll und von Schrenk-Notzing, die ihre Studien und Beobachtungen der Gelehrtenwelt vermittelten; dann war es Ludwig Frey, der die Freundesliebe vom ethischen und ästethischen Standpunkt in geradezu glänzender Weise rechtfertigte, ferner Otto de Joux, der die Eigentümlichkeit der Seelen-Androgynen in ihren Beziehungen zur Gesellschaft schilderte, und nach ihnen viele andere, so dass wir heute auf diesem Gebiete eine ganze Litteratur besitzen*). Was geschieht nun aber mit unsern Homosexuellen? Abgesehen davon, dass die „öffentliche Meinung“ sie mit Schmach und Schande überhäuft, wird die Bethätigung ihnen heiliger Ge-

*) Ich verweise nur auf die vielen im Verlag von Max Spohr in Leipzig erschienenen Bücher.

fühle vom Gesetze als widernatürliche Unzucht gedeutet und laut § 175 des R. Str.-G.-B. mit Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft. Vom Gefühle dieses Unrechts durchdrungen, hat sich ein Wissenschaftlich-Humanitäres Komitee die Aufgabe gestellt, für die Beseitigung des § 175 zu sorgen. Im vorigen Jahre verbreitete dasselbe eine von Dr. Hirschfeld-Charlottenburg verfasste Petition und sandte dieselbe mit zahlreichen Unterschriften hervorragender Künstler und Gelehrter versehen an den Reichstag.

Das litterarische Ergebnis der Petition ist die vorliegende Broschüre, in der das gesamte Für und Wider in wissenschaftlicher und hochinteressanter Weise zu einem grossen Bilde vereinigt worden ist. Das Urteil der bedeutendsten Zeitgenossen, das Hirschfeld hier mit lebhafter Eindringlichkeit der Meinung des Plebs und der gebildeten Barbaren gegenüberstellt, bedeutet ein leuchtendes Dokument in der Kulturgeschichte deutschen Geisteslebens. Es beweisst, „dass homosexuelle Triebe von der Natur selbst eingepflanzt, dass sie anerschaffen sind, dass der Konträrsexuelle sich eben so stark zum gleichen Geschlechte hingezogen fühlt, wie der Gesetzgeber zum anderen; dass die Liebe zum Weibe seinem Naturell gradezu widernatürlich erscheint — dass Homosexualität kein Abgehen von der Natur, sondern Naturgesetz" ist. Die Beibehaltung des § 175 in der bestehenden Form wäre demnach gradezu ein Skandal, ein Schlag ins Gesicht der Wissenschaft und Humanität, ein warnendes Zeichen dafür, dass das Dunkelmännertum im Parlament noch seine Rolle spielt, dass Schall und Iskraut Trumpf sind und auch die Bannerträger der katholischen Kirche die öffentliche Meinung höher als die Wahrheit schätzen.

Hirschfelds Buch wird hoffentlich in dieses unheilvolle Dunkel etwas Licht bringen und der Freundesliebe überall die Achtung und Gerechtigkeit verschaffen, die ihr als ebenbürtige Schwester neben der normalen Liebe gebührt. Der billige Preis der Broschüre ist für die weiteste Verbreitung trefflich geeignet.

Louis Franche.

Julius Lünstedt:
Wie muss das deutsche Volk die gesammelten 600 000 000 Mark Alters-, Invaliditäts- und Unfall-Versicherungs-Genossenschaftsfonds zum Besten des Vaterlandes anlegen? Ein Vorschlag friedlicher Sozialreform.

Verlag von Cäsar Schmidt, Zürich.

Höchst eigenartig und mannigfaltig, ein getreues Abbild des zu individuellen Sonderungen gestimmten Volkscharakters, hat sich in Deutschland die genossenschaftliche Idee entwickelt. Keine Spur bisher von der verschlossenen, immer mächtiger anschwellenden, jetzt schon

Staat u. Genossenschaft.

in breitem Bett hinflutenden Strömung des praktisch sein Ziel erfassenden englischen Volkes: eigenwillige, dem einheitlichen Grundgedanken selbst widersprechende Zersplitterung beherrscht hier heute noch die praktischen Bestrebungen. In der Theorie freilich zeigt sich bei uns eine wunderbar tiefgehende Durchdringung dieser neuen Idee, die als eine Ausstrahlung des göttlichen All-Einen über die chaotischen Massen der modernen Gesellschaft schwebt, um ein neues Zeitalter organischer Entwickelung des Menschheitskörpers mit seiner gestaltenden Kraft zu erfüllen. Etwa zur selben Zeit, als die Pioniere von Rochdale

den Grund legten zu der so erfolgreichen englischen Genossenschaftsbewegung, entstand aus tiefster religiöser Stimmung heraus in dem Gemüte des Deutschen Viktor Aimé Huber der umfassende Plan des genossenschaftlichen sozialen Reformwerks, alle zersplitterten Kräfte in eine einheitliche Organisation zusammenzufassen, nicht um im einzelnen dieses oder jenes Gute zu thun, sondern um das allgemeine Gute zu verwirklichen. Nur durch Erweckung des Gemeinsamkeitsgefühls und Steigerung der sittlichen Pflichten in allen Kreisen des Volkes ist dieser Plan zur Reife zu bringen. Das wusste keiner besser als er, und deshalb ertrug er ohne Verbitterung die Tragik eines schöpferischen Geistes, nicht verstanden zu werden und auf die Wirklichkeit der Dinge zunächst ohne Einfluss zu bleiben. Was seitdem an praktischer genossenschaftlicher Arbeit auch bei uns geleistet worden ist, entbehrt zunächst durchaus jenes auf Erneuerung und Umgestaltung gerichteten Schwunges, steht auf dem Boden der heutigen Interessengegensätze der einzelnen Volkskreise und will grundsätzlich, statt diesen vermeintlich ewigen Interessengegensatz aufzuheben, den Interessen dieses oder jenes Volkskreises dienen. Obwohl zumeist auf Förderung der schwachen Kräfte gerichtet, ist doch Herrschaft der Grundsatz auch dieser Bestrebungen, deren Förderern der gegensätzliche Charakter wahrer Genossenschaft unverständlich geblieben ist, obwohl Gierke in seiner Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft ihn so klar aufgezeigt hat. Immerhin ist ihr Verdienst gewesen, die Technik genossenschaftlichen Zusammenarbeitens weiteren Kreisen gelehrt zu haben.

Erst in neuerer Zeit entzündet sich an der tiefer eindringenden Kritik der bestehenden Gesellschaftsordnung ein klareres Verständnis für das genossenschaftliche Prinzip. Dühring, Hertzka, Oppenheimer (letzterer namentlich in seinem soeben erschienenen bedeutsamen Werke: Grossgrundeigentum und soziale Frage) haben gezeigt, dass an Stelle der heutigen durch feindliche Interessengegensätze desorganisierten und zerfallenden Gesellschaft eine andere möglich ist, die auf freier genossenschaftlicher Gliederung aufgebaut, lebendiges Wachstum in ungeahnter Fülle verspricht. Und mit dieser Erkenntnis regen sich auch sofort die praktischen Bestrebungen, die Theorie experimentell zu bewähren.

Diese neue Theorie führt unwiderlegliche Gründe ins Feld. Und diese Gründe, die der feinsten Ausgestaltung in wirtschaftlichen Einzelfragen fähig sind, lassen sich schliesslich zurückführen auf Wahrheiten von grosser Einfachheit und einleuchtender Allgemeinheit. Vor dem Licht, das sie verbreiten, verschwindet jener die Menschheit seit dem Untergange des Hellenentums quälende Gegensatz zwischen sittlich-religiöser Pflicht und sinnlich-wirtschaftlichem Bedürfnis. Es zeigt sich, dass die Forderung höchster mystischer Versenkung in die Einheit des Absoluten ihr entwickelungsgeschichtliches Vorbild findet in der sittlichen Forderung allgemeiner Menschenliebe und in der wirtschaftlichen Forderung genossenschaftlicher Zusammenschliessung. Dieser von Huber bereits klar erkannte Zusammenhang des wirtschaftlichen und sittlich-religiösen Gesetzes der Einswerdung oder Integration, wird der Genossenschaftsbewegung, die von diesem idealen Schwung getragen ist, eine Kraft verleihen, der auch die eingerostetsten Vorurteile nicht zu widerstehen vermögen, und gegen die vollends die abgenutzten Hemmungsmittelchen neuester „Staatskunst“ zu nichte werden, wie der erwachende Riese die Spinnewebsfesseln abwischt.

Daneben wird freilich auch die praktisch-technische Seite der genossen-

schaftlichen Entwickelung nicht ausser Acht gelassen werden dürfen, alle die Erfahrungen, die bei uns im praktischen Genossenschaftswesen, namentlich aber in England gemacht worden sind, dürfen nicht vergeblich gemacht worden sein. An sie hat die wissenschaftliche Experimentierkunst, um die es sich heute auch auf sozialem Gebiet handelt, verständig anzuknüpfen; an ihnen hat sie zu lernen, wie Kleines und Kleinstes zum Erfolge mitwirken muss. Der erste grössere experimentelle Versuch der neuen Theorie, die freiländische Behandlung des Keniagebietes, grossartig in seiner Idee, in seiner Ausführung ganz unzulänglich, wird eine beständige Warnung sein müssen. —

Solche Erwägungen kamen mir beim Lesen der angezeigten Schrift. Der Verfasser steht auf dem gekennzeichneten Grunde der modernen genossenschaftlichen Bewegung; sein praktischer Vorschlag, die infolge der Arbeiterversicherung aufgesammelten Mittel zur genossenschaftlichen Kolonisation grossen Stils zu verwenden und zum Zweck der dazu nötigen Gesetzesänderung eine umfassende Agitation zu entfalten, dürfte, wie die vielen Mächte heute solchen Bestrebungen gegenüberstehen, ohne unmittelbaren Erfolg bleiben. Die gewandten Ausführungen des Verfassers aber mit dem Hinweis auf die brach liegenden Millionen, deren soziale Verwendung zu genossenschaftlichen Siedelungen mit einem Schlage die Beseitigung des heutigen Elends verspricht, werden hoffentlich manchem die Augen öffnen für die genossenschaftliche Theorie. Der Weg der praktischen Ausführung geht in anderer Richtung, seine erste Strecke ist von den englischen Genossenschaftern gewiesen worden und besteht in der genossenschaftlichen Zusammenfassung der Verbrauchermassen. Wie dann diese Verbraucher auf der weiteren Wegstrecke zur genossenschaftlichen Gütererzeugung kommen, das ist einer der interessantesten Vorgänge der Menschheitsgeschichte, der sich vor unseren Augen heute nicht blos in England, sondern auch, das alte Vorbild schon überholend, in der Schweiz entfaltet. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Sodalis.

Zeitschriften.

Wissenschaftliche Zeitschrift für »Okkultismus«.

Herausgeber: Dr. Ferd. Maack-Hamburg.
Verleger: Adolf Brand-Neu-Rahnsdorf.

Erscheint in Monatsheften vom Oktober 1898 mit zahlreichen Figuren und Zeichnungen.

Dem soeben erschienenen gut ausgestatteten Prospekt entnehmen wir folgende Details:

„Wie in der Entwickelung des einzelnen Menschen, so änderten und weiteten sich auch in der Stammesgeschichte der ganzen Menschheit mit wachsender Erfahrung die Schranken des Erkennens und der Gesetze. Was dem Gestern noch verborgen war, das weiss das Heute und was heute erst von Einzelnen geahnt und begriffen wird, das ist morgen Gemeingut aller. So lange aber der grosse Haufe à la suite läuft — und das wird stets der Fall sein — so lange verdächtigt und beschimpft er auch die selbsteigene Avantgarde. Das nicht allgemein Anerkannte, das Ungewohnt-Exceptionelle, das offiziell Nicht-Geaichte, die anormalen Ausnahme-Erscheinungen, die ausserhalb der jeweilig bekannten Naturgesetze liegenden Fakta, die durch die bisher ex cathedra aufgestellten Gesetze nicht erklärbaren, mit ihnen nicht zu vereinbarenden Phaenomene und Vor-

gänge — all' dies Aussergewöhnliche wurde und wird von dem Gros stets geleugnet und bestritten. Aber noch immer war es eine Minorität, welche das Ganze auf eine höhere Entwickelungs- und Erkenntnis-Stufe vorwärts brachte.

Wo aber bietet sich dem selbständig Denkenden und selbstbewusst Weiterschauenden die Möglichkeit des Fortschrittes, die Entdeckung neuer Probleme und Gedanken, das Erspähen neuer Formen und Werte besser dar, als an der Grenze zweier Welten, als an der Scheide vom Bekannten zum Unbekannten? . . . . . .

Die Spitzen, die Grenzen der Physik, der Chemie, der Biologie, der Psychologie, bilden das Forschungsgebiet des Okkultismus. Das unendlich Grosse und Kleine, ferner das unendlich Schnelle und Langsame, sowie die unfassbare Nähe des Indifferenten — mit anderen Worten die Grenzen von Raum, Zeit und Polarität — wie überhaupt die Grenzen unserer Anschauungsformen und Denkkategorien (wozu auch die Kausalität gehört) — sowie ferner die Grenzen unserer Sinnesorgane, unserer unteren und oberen Empfindungs- und Bewegungs- (Willens-) Schwelle — das sind weitere Fundgruben neuer Erfahrungen und demgemäss für uns neuer Naturgesetze. Auf der Grenze liegt immer das Seltsamste, das Aussergewöhnliche, das Okkulte. Hier, an der Grenze, sprudeln die Quellen neuer, uns bisher unbekannter Kräfte und heterologer Reizenergien. Die logisch-mathematische Abstraktion solcher neuen Grenz-Gesetze ist die wissenschaftliche Aufgabe des Okkultismus.

Mithin ist der Okkultismus in allererster Linie eine Wissenschaft des Fortschritts, ein rücksichtsloser Gegner jedweder Reaktion, der Fackelträger neuer Perspektiven. — . . . . . .

Wir wollen an der Hand solcher bisher noch unerkannten und unerklärlichen, der allgemeinen, mittleren Beobachtung noch entzogenen Grenz-Daten einzudringen versuchen in das Mysterium Magnum des universellen Zusammenhangs aller Dinge; versuchen mit ihrer Hilfe, das geheimnisvolle Abhängigkeitsgewebe aller Existenzen zu entwirren; zu analysieren das mathematisch - dynamische System kosmischer Thätigkeit und endlich wieder synthetisch aufzubauen — als höchstes Ziel — eine eigene, freie, unabhängige, dogmenlose, übersinnliche Weltanschauung!“ — . . . . . .

Sterns literarisches Bulletin der Schweiz.

Herausgeber Reinhold Maurice v. Stern, Redakteur Ernst Kromer, Zürich.
No. 12., sechster Jahrgang.

Eine der interessantesten Revuen deutscher Literatur! Aus der genannten Lieferung heben wir hervor: Johannes Schlaf: „Gertrud“. Von B. Marquardt. — „Der Philister und die Landschaft“. Von M. R. von Stern. — Otto Julius Bierbaum: „Stilpe“. Von Alfred Guth. — Konrad Telmann: „Das Ende vom Lied“. Von H. E. Kromer.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Adolf Brand, Berlin-Neurahnsdorf.
Druck von Arthur Scholem, Berlin C., Rossstr. 3.

Der frühe Tag.

Von

Bruno Wille.

Lied für eine Singstimme und Klavier

von

Theo Schäfer.

Dem Dichter,

Bruno Wille,

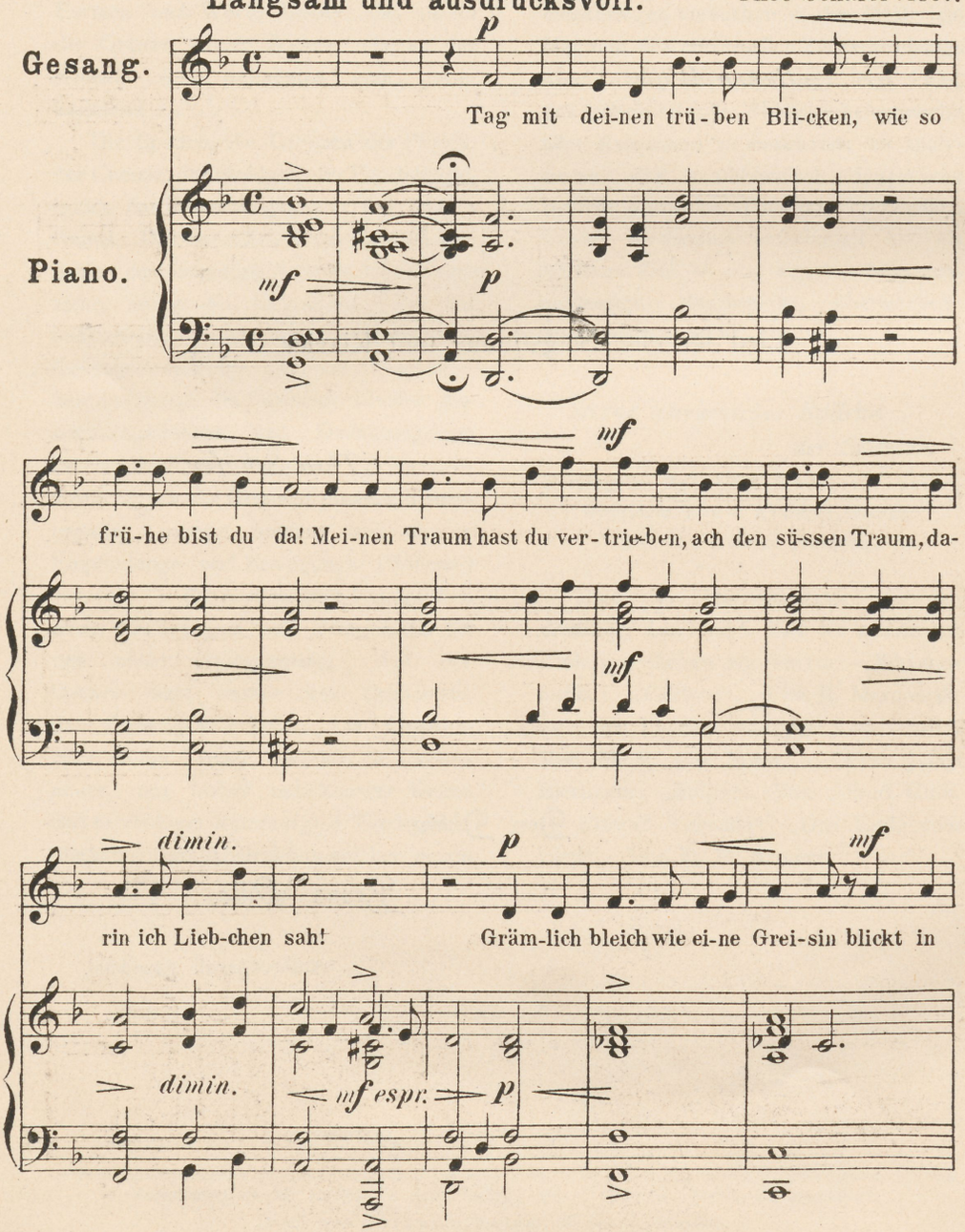
verehrungsvoll gewidmet.

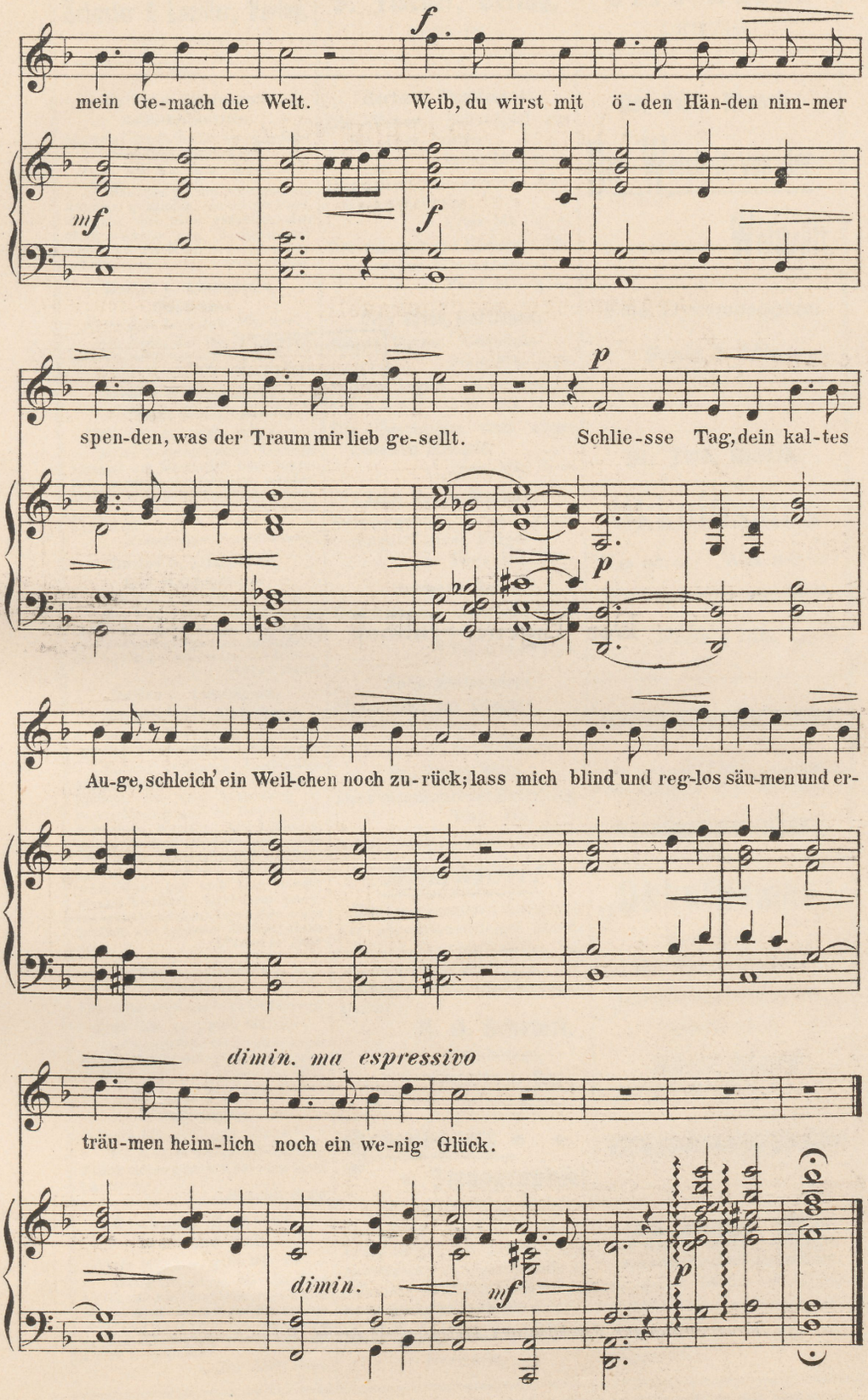
DER FRÜHE TAG

VON

BRUNO WILLE.

Langsam und ausdrucksvoll. Theo Schäfer. 1897.




mein Ge-mach die Welt.
Weib, du wirst mit ö-den Hän-den nim-mer
spen-den, was der Traum mir lieb ge-sellt.
Schlie-sse Tag, dein kal-tes
Au-ge, schleich' ein Weil-chen noch zu-rück; lass mich blind und reg-los säu-men und er-
dimin. ma espressivo
träu-men heim-lich noch ein we-nig Glück.
dimin.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Der Eigene, Juliheft 1898.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Adolf Brand, Berlin-Neurahnsdorf.

Schuster & Loeffler, Verlag,

BERLIN.

Detlev v. Liliencron,
Adjutantenritte.

Mit dem Porträt des Dichters, radiert von Prof. Krauskopf.

Preis Mk. 2—, geb. Mk. 3,—.

Liliencron ist ein Poet und ein frischer, gesunder, ein echter Poet, der uns den Sinn entzückt, das Herz erwärmt und die Seele aufwühlt mit der Kraft seiner Leidenschaft. *Wilh. Müller.*

Detlev v. Liliencron,
Gedichte.

Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Ein Buch, das mit Notwendigkeit bemerkt werden müsste! *Theodor Fontane.*

Detlev v. Liliencron,
Neue Gedichte.

Preis Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Jedes Liliencronsche Gedicht spiegelt ein äusserlich oder innerlich erlebtes Geschehnis wieder. Darum sind seine Gedichte unvergängliche Perlen der deutschen Literatur. *„Hamburger Fremdenblatt".*

Detlev v. Liliencron,
Der Haidegänger.

Preis Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50.

Der Pulsschlag modernen Lebens, den wir so lange in unserer gefühlsduseligen und minnetändelnden Lyrik so sehr vermisst haben. *Alfred Biese.*

Detlev v. Liliencron,
Ausgewählte Gedichte.

2. Tausend. Nur gebunden in elegantem Geschenkband Mk. 5,—.

So viel strömende Liederfülle kann auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Die neue Sammlung ist zu reichhaltig und der Schatz ihrer Schönheit, Weisheit und Liebe zu gross, als dass ich mich nicht eines „kritischen Ganges" durch sie überhoben fühlen könnte. Das Goethesche Wort hat sich hier wieder einmal bewährt. Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Man muss freilich ein grosser Dichter dazu sein. *„Vossische Ztg."*

Detlev v. Liliencron,
Poggfred.

Kunterbuntes Epos in 12 Cantussen.

Preis Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Das Spiegelbild einer reichen, gesunden, leichtbeweglichen Dichterseele. *„Vossische Ztg."*

Richard Dehmel,
Erlösungen.

Preis Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Eines jener Bücher, die zu allen Zeiten selten gewesen sind wie Gold im Harz. *Heinrich Hart.*

Richard Dehmel,
Weib und Welt.

Preis Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Wenn Liliencron für die neue Lyrik der Anstossgebende gewesen ist, so wird Dehmel der Erfüllende sein, und noch mehr als jener wird er den Werdegang der modernen Lyrik beeinflussen. *„Die Zeit", Wien.*

S. Fischer, Verlag,

BERLIN.

Gerhart Hauptmann:

Die Weber. Schauspiel aus den 40er Jahren
Preis Mk. 2,—.

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung.
Preis Mk. 2,—.

Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama.
Preis Mk. 3,—.

Otto Erich Hartleben:

Meine Verse. Gedichte.
Preis Mk. 3,50.

Hanna Jagert. Komödie.
Preis Mk. 2,—.

Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe.
Preis Mk. 2,—.

John Henry Mackay:

Wiedergeburt. Der „Dichtungen" dritte Folge.
Preis Mk. 2,—.

Hermann Bahr:

Renaissance. Als vierte Reihe zur „Kritik der Moderne".
Preis Mk. 3,50.

Felix Hollaender:

Sturmwind im Westen. Berliner Roman.
Preis Mk. 4,—.

Dr. Bruno Wille.

Die Philosophie der Befreiung.
Preis Mk. 5,—.

Mitarbeiter!

Zur gemeinsamen Ausübung der wissenschaftlichen Handschriften-Deutung suche ich **philosophisch befähigten, unabhängigen Mitarbeiter** (auch Dame).

A. O. Schubert,
Graphologe,
Colditz i. Sa.

Scheithauers Stenographie!

Keine verstärkten Zeichen; deutlichste, kürzeste Schrift; keine Siegel, für jede Sprache anwendbar; in einer Stunde zu erfassen; verdrängt jedes andere System; **Lehrbuch 60 Pf.**

Karl Scheithauer, Leipzig
Neumarkt.

OTTO WEBER

LEIPZIG.

Dr. Ferd. Maack:

Die Weisheit von der Weltkraft.

Eine Dynamosophie.

Preis 1 Mk.

Dr. Ferd. Maack:

Okkultismus

Was ist er? Was will er?
Wie erreicht er sein Ziel?

Preis 4 Mk.

In meinem Verlage erscheint vom Oktober d. J. ab eine

Wissenschaftliche Zeitschrift
für

„Okkultismus".

Herausgeber:
Dr. Ferd. Maack.

Jahresabonnement 10 Mk.

Prospekte gratis.

Adolf Brand
Berlin-Neurahnsdorf.

12,000 Mk.

zur ersten Stelle auf Grundstück in Neurahnsdorf gesucht.

Näheres im Verlage des „Eigenen".

Sämtliche hier angezeigten Schriften sind auch gegen vorherige Einsendung des Betrages durch Postanweisung vom Verlag des „Eigenen", Berlin-Neurahnsdorf, zu beziehen.
Bestellungen werden pünktlich erledigt.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Geschichte des Occultismus.

Von

Karl Kiesewetter.

I. Theil.

Geschichte des neueren Occultismus.

Geheimwissenschaftliche Systeme von Agrippa von Nettesheim bis Karl du Prel.

Mit Illustrationen nach Originalaufnahmen.

Preis broch. Mk. 16,—, geb. Mk. 18,—.

II. Theil.

Die Geheimwissenschaften.

Die Alchymie.
Die Astrologie und das Divinationswesen.
Das Hexenwesen in seiner Geschichte und seinen Erscheinungen.
Die weisse Magie.
Die Theurgie.
Die Nekromantie.
Vergleichung der Phänomene des Spiritismus mit denen des Occultismus.

Mit 12 Illustrationen.

Preis broch. Mk. 16,—, geb. Mk. 18,—.

III. Theil.

Der Occultismus des Altertums.

Erster Halbband: Der Occultismus der Akkader, Babylonier, Chaldäer, Assyrer, Meder, Perser, Inder, Aegypter, Hebräer.

Zweiter Halbband: Der Occultismus der Griechen, Römer, Neupythagoräer, Neuplatoniker, Gnostiker, Manichäer, Germanen und Kelten, Barbaren.

Compl. in einem Bande broch. Mk. 18,—, geb. Mk. 20,—.

Ausführliche Prospekte über das Gesamtwerk sendet die Verlagshandlung auf Verlangen.

Ergänzungsband zu Kiesewetter:

Der Occultismus

der

nordamerikanischen Indianer.

Von

Dr. L. Kuhlenbeck.

Preis Mk. 1,—.

Das

KĀMASŪTRAM

des Vātsyāyana.

Die indische Ars amatoria, d. i. das Lehrbuch der Liebe.

nebst dem

vollständigen Commentare (Jayamangalā) des Yaçodhara

aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben von

Richard Schmidt.

— Preis Mk. 16,—. —

Inhalts-Übersicht:

Übersicht über das Buch.
Darstellung der Wollust nach Grösse, Zeit und Temperament.
Über den Verkehr mit Mädchen.
Über die verheirateten Frauen.
Über die fremden Frauen.
Über die Hetären.
Die Upanisad (Geheimlehre).

Bibliothek esoterischer Schriften.

Preis pro Band Mk. 1,—.

Diese Sammlung wird die klassischen Werke der orientalischen Geheimlehre, sowie auch die hervorragender okkulter Wissenschaften veröffentlichen.

Ausführliche Kataloge gratis und franco versendet die Verlagshandlung.

Band I. Religionslehre der Buddhisten.
„ II. Das Palladium der Weisheit.
„ III/IV. Geheimlehre in der christlichen Religion.
„ V. Was ist Mystik?

Weitere Bände folgen nach.

Verlag Kreisende Ringe

(Max Spohr),

LEIPZIG.

Franz Evers.

Fundamente. Gedichte. Preis Mk. 3,—.

Sprüche aus der Höhe. Preis Mk. 1,—.

Die Psalmen. „ „ 3,—.

Königslieder. 2. Auflage (Zweifarbendruck). Luxusausgabe auf altjapanischem Büttenpapier. Preis Mk. 5,—.

(Der bildliche Schmuck sämtlicher Bücher ist von Fidus).

Maria Janitschek.

Lilienzauber. Preis Mk. 2,—.

Gott hat es gewollt. Aus dem Leben eines russischen Priesters. Preis Mk. 2,—.

Im Sommerwind. Gedichte. Preis Mk. 2,—.

Der Schleifstein. Ein Lebensbild. Preis Mk. 3,—.

Willy Pastor.

Stimmen der Wüste. Preis Mk. 2,—.

Raph. Ed. Liesegang.

Das bist Du. Preis Mk. 2,—.

Johannes Schlaf.

Frühling (mit Umschlag von E. R. Weiss). Preis Mk. 2,—.

Verlag Max Spohr,

LEIPZIG:

§ 175

des Reichs-Straf-Gesetzbuches.

Die homosexuelle Frage im Urteile der Zeitgenossen.

Von

Dr. med. Hirschfeld.

Preis Mk. 1,50,

für die Abonnenten des Eigenen von der Expedition dieser Zeitschrift nur Mk. 1,20.

Das Kind und die geschlechtliche Entwickelung.

Von **Robert Dencker.**

Preis Mk. 1,—.

Der Fall Wilde

und

Das Problem der Homosexualität.

Ein Prozess und ein Interview von **Os. Sero.**

Preis Mk 1,50.

Sämtliche hier angezeigten Schriften sind auch gegen vorherige Einsendung des Betrages durch Postanweisung vom Verlag des „Eigenen", Berlin-Neurahnsdorf, zu beziehen.

Bestellungen werden pünktlich erledigt.